

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

26 (26.6.1938)

Scharnhorst

Zu seinem 125. Todestag am 28. Juni — Von Alfons v. Czibulka

Als Gerhard Johann David Scharnhorst als der Sohn eines bäuerlichen Pächters in einem hannoverschen Dorfe geboren wurde, stieg das preussische Preußen eben seinem strahlendsten Ruhme und seiner schwersten und entscheidendsten Bewährung entgegen. Denn acht Monate später begann der Siebenjährige Krieg. Als aber sein Leben so jäh und kurz vor seiner letzten Erfüllung zu Ende ging, marschierte Preußen in seine zweite, für Gesamtdeutschland noch bedeutendere Glorie, in das Befreiungsjahr 1813. Diese Erhebung, die wie ein Wunder auftrabte über unserm Volk, ist vor allem Scharnhorsts Werk. Er, der niederländische Bauernsohn, hat erst seiner Wahlheimat Preußen und damit dem ganzen Deutschland nicht nur die Waffen, sondern auch die feilschen und geistigen Voraussetzungen gegeben für diesen Frühlingsschicksal des Jahres 1813. So hat der niederländische Stamm, der einst mit Heinrich I. das erste deutsche Königtum aller Stämme gründete, durch Kaiser Otto den Großen das erste heilige Reich der Deutschen schuf und es mit dem gewaltigen Heinrich dem Löwen ausgreifen ließ in das unermessliche Bauernland des Ostens, durch Scharnhorst das ewige Reich auch vom napoleonischen Joch befreit.

Bäuerlich hart und entbehrungsreich war Scharnhorsts Jugend. Er weidete als Kind das Vieh, die Schafe und Gänse. Geld und Gelegenheit zu einem geordneten Schulbesuch fehlten. Um so erstaunlicher ist es, wie der bald schon für alles Soldatische begeisterte Knabe sich durch Selbstunterricht und rastlosen Fleiß fortzubilden bemüht war. Sehr spät erst gelang es dem Vater, den nun schon Achtzehnjährigen in die damals weltberühmte Militärschule des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe unterzubringen, die dieser auf einer künstlichen Insel im Steinhuder Meer errichtet hatte, zu Füßen des letzten Bergwalds vor dem norddeutschen Tiefland. Als Fähnrich trat Scharnhorst in ein hannoversches Dragonerregiment, kam dann als Lehrer an die Artillerieschule, bildete sich lehnend und lernend weiter, war als Militärchriftsteller tätig und wurde doch erst als beinahe Dreißigjähriger Leutnant. Als Artilleriekapitän zog er in den ersten Krieg gegen die französischen Revolutionsheere. Seine Kühne Tat, mit der er den Durchbruch der von einem weit überlegenen französischen Korps belagerten Befestigung der westfälischen Festung Meenen erzwang, gab seinem Namen den ersten Klang. Damals hatte sein vorgeleiteter General erwidert: „Scharnhorsts Talente, Tätigkeit und Gegenwart des Geistes, so auch beim Ru-

gelegenen Stütz halten, können nicht genugsam gerühmt werden.“

Dennoch sollten noch lange Jahre vergehen, ehe sein mächtiger, klarer Geist, sein zäher, unbeirrbarer Willen, sein lauterer, freimütiger Charakter die seiner würdige Tätigkeit fanden. Auch als er im Jahre 1801 nach langen Verhandlungen als Oberstleutnant in das preussische Heer trat, wurde er vorerst selbstamerweise sowohl von der Truppe wie von der Führung ferngehalten. Man übertrug ihm, der in seinem Äußeren wenig Soldatisches an sich hatte, die Aufsicht über die höheren Militärbildungsanstalten Berlins und erteilte ihm einen Lehrauftrag an der Offiziersakademie. Es war das Nebengleise, auf das man ihn schob. Und doch begann damals schon seine so glückliche Einwirkung auf Preußens Zukunft. Als Lehrer und fruchtbarer, geistvoller Militärschriftsteller war seine Wirkung auf den jüngeren Teil des preussischen Offizierkorps eine ungemein tiefe und große. Sein berühmtester Schüler war Clausewitz, der mit seinem Buche „Vom Kriege“ heute noch ein Lehrmeister des Soldaten ist.

Als Preußen zu jenem Unglücksfeldzug von Jena und Auerstedt aufbrach, wurde Scharnhorst zum Generalstabchef des Oberkommandierenden, des Herzogs von Braunschweig, ernannt. Trotz rastloser Arbeit und heftigem Bemühen vermochte auch er das Schicksal nicht mehr zu wenden. Das Oberkommando versagte sich seinem Rat und die Schäden in der Armee waren zu tief und schwer. Mit einem Gewehr in der Hand verließ der Armeegeneralstabchef als einer der Letzten verwundet das Schlachtfeld von Auerstedt. Sein Zorn über die Verworfenheit und Unfähigkeit der Führung, über das völlige Versagen so vieler Generale, machte sich in leidenschaftlichen Anklagen vor dem König Luft. Trotz dieses Ausbruches der Verzweiflung aber sorgte Scharnhorst dafür, daß wenigstens ein Teil der schweren Artillerie aus der allgemeinen Auflösung gerettet wurde. Und als er bei diesem Unternehmen sich mit dem gleich entschlossenen, gleich leidenschaftlich erzürnten und gleich kühn handelnden General Blücher zusammenschloß, wurde dieser Rückzug Blüchers und Scharnhorsts von Auerstedt nach Lübeck schon der Anfang des Marsches in die Befreiung. Daran änderte auch nichts Scharnhorsts Gefangenahme in Lübeck und Blüchers ehestimmte Kapitulation.

In den folgenden Jahren warf sich Scharnhorst nützlich und leidenschaftlich zugleich auf seinen großen Plan zur Befreiung Preußens und zum Wiederaufbau seiner



Scharnhorst

Nach einem Gemälde von Gebauer Aufnahme: P. Martell



Scharnhorst beim Ausfall aus der von französischen Revolutionstruppen belagerten Festung Meenen 1794 (links mit weißem Helmbusch) Nach einem zeitgenössischen englischen Stich

Armee. Es war dies freilich weit mehr als eine Wiederaufrichtung. Es war ein Neubau, eine Neuschöpfung in allem und jedem. Es war auch nicht nur eine grundlegende Aenderung der Offizierserziehung und des Offiziersnachwuchses, ein Wechsel in der Gefechtsweise, die sich notwendig anpassen mußte der Fehlwerte der französischen Heere, sondern es war eine völlige Aenderung in der Auffassung von der Verteidigung des Staates und der Nation. Nicht mehr auf dem Schlachtfeld, auf der Verbrennung sollte der Schutz und die Sicherheit des Volkes ruhen, sondern auf der Wehrpflicht, ja noch klarer gesagt, auf dem Wehrrecht jedes einzelnen. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes ist Scharnhorsts große Tat.

Diese ideale und fastliche Arbeit Scharnhorsts und seiner Getreuen, unter denen vor allem Gneisenau zu nennen ist, ist um so bewundernswürdiger als es doch damals so gut wie kein Preußen mehr gab, und alles das wuchs und wurde in einem von einem Neffe feindlicher Befestigungsgarnisonen und feindlicher Behörden und Spitzel überzogenem Lande.

Auch Scharnhorst setzte sich leidenschaftlich für den Krieg ein, als Oesterreich im Jahre 1809 als erster deutscher Staat antrat zur Befreiung des Reiches und, freilich noch vergebens und ungehört, die deutsche Nation zu den Waffen rief. Und auch ihm widerfuhr, gleich dem Freiherrn vom Stein die Ehre, daß Napoleon sein Genie erkannte und beim Könige Einpruch gegen seine Tätigkeit erhob. Er mußte nicht fliehen wie Stein, aber er konnte fortan seine Arbeit als Generalstabchef und Leiter des Allgemeinen Kriegsdepartements nur mehr im geheimen leisten. Als Preußen im Jahre 1812 noch einmal an die Seite des Franzosensünderers trat, ging Scharnhorst großtätig nach Breslau. Dort erreichte ihn die Nachricht vom Zusammenbruch von Napoleons Großer Armee in Rußland. Sofort drang er in den König, nun die Stunde zu nutzen. Er rang ihm den Befehl zur Aufstellung der freiwilligen Jägerdetachements ab, zur Aufstellung der Landwehr und schlug Blücher zum Kommandierenden vor.

Auch sein Feldherrntum zeigte sich nun. In einem großangelegten, wagemutigen Plane wollte er die noch getrennt heranmarschierenden Franzosenheere einzeln anfallen und schlagen. Das russische Oberkommando der verbündeten Preußen und Russen verwarf diesen Plan. Darüber ging, wenn auch in Ehren und voll Verletzung, die Schlacht von Großhärden verloren. Am Abend dieses Tages wurde Generalleutnant Scharnhorst verwundet. Seine Wunde war nicht schwer, aber schmerzhaft. Entgegen dem Rat des Arztes, brach Scharnhorst nach Oesterreich auf, um den Anichluß der österreichischen Armee an die Verbündeten zu betreiben. Das war sein Verhängnis.

Auf seinem Sterbelager in Prag empfing er noch den Besuch des später so berühmten Radecky, des Generalstabchef der verbündeten Oesterreicher, Preußen und Russen, der ihm seinen Operationsplan für den kommenden Feldzug auseinandersetzte. Scharnhorst billigte ihn. Kurz darauf, in den Vormittagsstunden des 28. Juni 1813, ging sein Leben zu Ende.

Nichts vermag Scharnhorsts Größe besser zu kennzeichnen, als der Ausspruch seines Nachfolgers Gneisenau: „Ich bin ein Bogamie gegen diesen Helden, dessen Geistesstärke ich nur bewundere, nimmer aber ergründen kann.“ Und Ernst Moritz Arndt nannte ihn „Germaniens besten Mann.“

Aus alten Tagen des Karlsruher Schauspiels

Erinnerungen an Minna Höcker-Behrns / Von Albert Herzog

Das neue Buch



Deutscher-Deutsche Schriften

Der Verlag Eugen Diederichs in Jena bringt eine neue Broschürenreihe „Deutscher-Deutsche Schriften“ heraus, die von besonderer, doppelter Bedeutung sind. Versene Männer aus dem deutschen Südoften wenden zu den wesentlichen Problemen, die das deutsche Volk in Österreich im Verlaufe der Geschichte und in der Gegenwart bewegt haben und bewegen, Stellung nehmen. Diese Schriften werden die große Leistung des Österreichdeutschtums aufzeigen und die gewaltige Aufgabe des Südoöstlichen dem Verständnis der Volksgenossen im Reich näher bringen. Sie werden aber auch nicht mißzuverstehen und deutlich zu ihren Volksgenossen in Österreich reden, damit die sich ihrer Aufgabe im Gesamtdeutschtum bewußt sind.

Die ersten drei Bände dieser Schriftenreihe liegen vor. Heinrich von Srbik zeigt in „Die Schicksalskünde des alten Reiches“ jene entscheidenden Abschnitte in der Entwicklung der Habsburgermonarchie, die die eigentliche Trennung Österreichs vom Reich brachte: den Verzicht Franz I. auf die deutsche Kaiserkrone 1806. Damit war „die Veräußerung der ungarischen und mitteleuropäischen Idee, das Heilige Römische Reich zu Grabe getragen“. Aus seiner Schrift tritt uns zwingend die Verpflichtung entgegen die deutsche Gemeinschaft herauszufinden und wir erkennen, daß nicht das alte, erste Reich, unvollständiger Prägung, nicht das zweite preußisch-deutsche Reich die Ideale lieferte, die uns leiten müssen, sondern ein drittes deutsches Reich, das seine gottgegebene Aufgabe in Mitteleuropa erfüllt. Karl von Bardoß stellt „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg“ dar. Ein erschütterndes Bild vom Dvergang dieser Arme, von ihrer Aufopferung im Weltkrieg für die Sache des deutschen Volkes. Bruno Brehm gibt schließlich einen Überblick über die landschaftlichen Gegebenheiten Wiens und seine historisch-politische Aufgabe als Brückenkopf und weicht vorgeschobener Vorposten des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in dem Bändchen „Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten“. Klar sieht Brehm die Aufgaben und die Stärken dieser Stadt. Er spricht es ehrlich und dankenswerter offen aus: „Und nichts davon, daß diese Stadt deutsch ist und deutsch bleiben wird? Ja, was sollte sie denn anderes sein? Sie war es immer, sie wird es immer sein, und nun, da sie seit dem Kriege wieder in der alten Diktatur liegt, wird sie es von Tag zu Tag mehr.“ „In diese Stadt ist deutsch!“ Daß Bruno Brehm, der Südoestdeutsche, dieses Wort ausspricht und damit für Wien eine ganze Sache, wird ihm immer zu danken sein, da doch beides Deutschtum aus den Südoest- und Alpenländern gar oft in Verrenkung historischer und kultureller Zusammenhänge, dieser deutschen Stadt im Osten, ihren deutschen Charakter und ihren besonderen Wert abgegriffen haben. Walter Pollak.

Aus Berlin kam unlängst die Nachricht, daß dort die Schauspielerin Minna Höcker-Behrns einem Herzschlag erlegen sei. Der Tod nahte sich der schon dem Wege zu ihrem abendlichen Auftreten im Berliner „Komödienhaus“, in dem sie noch vor wenigen Tagen eine neue Rolle gestaltet hatte. Also gleichsam ein Künstlertod „in den Seelen“, der die ehemalige Heroine des alten Karlsruher Hoftheaters unerwartet ereilte. Nicht lange vorher hatte sie noch in voller, sprudelnder, temperamentvoller Frische in einem Kreis von Karlsruher Bekannten gewirkt, der ihr auch in der Reichshauptstadt eine nahezu halbhundertjährige Freundschaft bewahrte.

So lang ist es bald her, seit die jugendliche Heroine Minna Behrens als Klärchen im „Samont“ bei ihrem ersten Auftreten am Groß-Komödienhaus, am 1. September 1890, sich die Herzen des damaligen jungen Karlsruhe im Sturm eroberte.

Anders als die meisten Künstlerinnen, die in der Karlsruher Hofoper, die unter dem Intendanten Dr. Büttgen in seinen beiden nachfolgenden Spielzeiten Oswald Bunde und Dr. Eugen Kellian auf das sorgsamste gepflegt wurde, und doch benannt gerade damals unter Dr. Kellian sich für Karlsruhe jene Aufsteigerin des breiten klassischen Stils anwandte, die es allein verkörperte, daß in den Tagen, in denen die Oper unter Felix Motzils genialer Führung in einer völligen Neuerbornung sich auf einer unerhörten Höhe emporwagte, das Karlsruher Schauspiel nicht in einer Verfallstadium der Provinzialtheater Grundsätze stecken blieb. Bis dann in der Aera Dr. Balfemann

Es war wohl ihre Schönheit und künstlerisch bedeutende Zeit, als sie in den Klaffen und Nachklaffen — darunter vor allem bei Grillparzer — das Beste ihrer eigenen, das Größte deutscher Kunst zeigen konnte: in der priesterlichen Hohenheit ihrer Fassung, in der schmerzgeleiteten Maria Stuart, in der schmerzgeleiteten Maria Stuart, in der Selbstüberwindung ihrer Savoy, in der Entsetzlichkeit ihrer Medea. Und es ist sicher kein Zufall, daß die Erinnerung an ihre Karlsruher Zeit und die bleibende Freundschaft des damaligen Intendanten Karlsruher Theaterpublikums gerade in diesen Wiedererinnerungen an ihre Schönheit und Schönheit ihrer Darstellungen — neben dem herzgewinnlichen Kosmos ihres Gatten Hugo Höcker — die Trägerin dieser Aufführungen war. Der gleichen Künstlerin, die in Wien „Hedda Gabler“ die selbstige Bewusstheit dieser mondänen Frau bei all ihrer Unbedachtetheit überlegend ins Leben stellte. Der gleichen, die in des jungen deutschen Dramatikers Gerhart Hauptmanns unvollständigem Werk „Die verfunzene Glode“ die schlichte Frau des Glodenackers mit erzelebenden Akten ausstattete. In des Theaterkondigens Hermann Sudermanns Schauspiel „Heimat“ aber füllte sie die schauvielerische Paraderolle der Maada mit so viel edlem Leben, daß diese — wie auch Gattspiele hervorraagender Größen zeigten — von ihrer Darstellung nicht unzerrennlich löst. Nicht umsonst wählte sie bei ihrem Scheiden von der Karlsruher Bühne — im Sommer 1905 — denn auch die Maada als ihre Abschiedsrolle.

vor einem Haufe, das sich in Weiffallstürmen, Blumenpenden und anderen Erinnerungsakten nicht genau tun konnte.

Eine glänzende Gastspielreise an dem damals vielgenannten Freilichttheater Dersheim am Bierwaldhüttensee und eine erfolgreiche amerikanische Tournee schlossen sich an den Abschied von Karlsruhe an. Er war für sie nicht schmerzhaft, da sie nicht nur mit dem Theater, sondern auch in dem künftigen Karlsruher Publikum, wie selten eine Schauspielerin, persönlich und rein menschlich verwurzelt war. Konnte es doch geschehen, daß die heldische Jungfrau von Orleans am Tage nach ihrem dramatischen Tode beim Boettcher-Konzert im Karlsruher Stadtgarten mitten unter ihren Verehrern und Verehrerinnen eifrig plauderte mit einer höchst künstlerischen Bühnenarbeit beschäftigt war. Aber das sie, nachdem sie schon auf der Bühne einen künstlerischen Triumph nach dem anderen ausgekostet, am nächsten Abend die aemulierten Karlsruher Stadtrichter durch ihre Meisterschaft im Ausspielen der Karten-Tournee nicht weniger zum Weiffall hinriß, wie taas zuvor das Frankfurter mit der heftigsten Entfaltung der Drollfame.

Dann fand Minna Höcker an den Bühnen zu Offen, Meiningen, Leipzig und den Kammerspielen in München den für jede Heroine mit viel menschlicher und künstlerischer Selbstüberwindung verbundenen Weg zur Darstellung älterer Frauengestalten und mütterlicher Heldinnen. Bis sie zuletzt zu den bewährten Mitaliebrern des Berliner „Königlichen Opernhauses“ zählte. Hier in Berlin war ihr auch die Genesung beschieden, sich an dem künstlerischen Aufstieg ihres Sohnes Stefan erfreuen zu können, als einer der Hauptdarsteller des „Deutschen Theater“. Ein halbes Jahrhundert vorher war ein anderer Stefan Höcker, ihres Sohnes alleinmühtiger Grobverwalter von Karlsruhe herbeigeführt, eine der Riesen deutscher Bühnenkunst in der Reichshauptstadt zu werden.

Dann kam unlängst der junge Maientau, der die immer noch lebensvoll lächelnde Darstellerin mitten aus ihrem Künstlerleben für immer in das fantastische Schattentum der „Mütter“ abberief.

In Karlsruhe aber, der Stadt, darin sie einst eine jungen Generation, die heute darin die ältere wurde, Freude, Kraft und Erhebung in das Leben trug, ist das Gedächtnis an Minna Höcker bei Unzähligen lebendig geblieben, über den Tod hinaus.

Junges Geschlecht

Von Ernst Pflüch
Wir sind die Jungen,
die rückwärts nicht schauen,
die vorwärts nur drängen
in gläubigem Vertrauen . . .
Wir ringen und kämpfen
mit glühendem Herzen
für Ehre und Freiheit,
um heiligstes Recht:
Anser die Zukunft!
Anser das Reich!
Kämpfer des Friedens,
Sieger zugleich! — —
In strahlendem Glanze
erstehe auf neue
Deutschland,
das herrliche Land der Treuen!

Johann Martin Usteri

Bergessener alemannischer Dichter / Von Franz Hirtler

„Fressent, und ihr Bäuerl! Es löbnd mir d' Saar
aus de Berg!
's Watterland ist i' Gfah! Ihr Richter, i' rief i's no
lütter:
's Watterland ist i' Gfah! Drum vled! helfed und
retted!
apföhred er nid a de Hälfe?“ — Die Richter arifed
erschrode.
all a Hälz. — — Ihr Gföh! Riqürli verfaßd is,
Hirtler!

Diese köstliche, erheiternde Einzelheit einer sehr dramatischen Gerichtsverhandlung findet sich in der köstlichen Novelle „De Vikari“, die der Züricher Dichter Johann Martin Usteri um das Jahr 1810 schrieb. Dreieinhalbtausend Verse, die in epischer Breite, in Dekametern eine uns heute wenig rührende Liebesgeschichte in einem Pfarrhaus erzählen! Die Pfarrerstochter Rette möchte gern den jungen Vikari, soll aber einen anderen heiraten, der sich nachher als ein Tölpel erweist. Wie sich diese Geschichte um Guten löst, geht in dem Pfarrhaus allerdings vor: ein aufregendes Tischgespräch, aber weniger humorvoll sind die Maßregeln und deren Ausbeurteilung, die der Dichter uns mitleiden läßt. Nahe die Handlung und mögen die Geschehnisse dieses Gedichtes uns heute auch nicht mehr so anziehen wie die Reitanerinnen Usteris — wir verpönnen überdies die Abhängigkeit des Werks von Goethes Hermann und Dorothea, so ist diese Geschichte durch viele sehr reizvolle Einzelheiten und besonders durch die mundartliche Gestaltung doch für alemannische Leser höchst liebenswert. Ein Sumor macht sich geltend, der manchmal mit leinem Spott über die Menschen und ihre Eigenheiten lächelt. Im Sprachlichen sind es nur wenige Züricher Ausdrücke, die dem reichsdeutschen Lesenden unbekannt sind, etwa Nöble für Rahm, Bäure für Büchse, Schani für schalehe Raune. Von Hebel entlehnt ist der Gruß „Gottwilt“, in Zürich heißt es „Grüezi“; auch der Pflanzenname Ainaali für Svanette ist eine Anleihe bei Hebel. Ganz in unserem oberdeutschen Sprachgebrauch wie im Züricher vermurzelt sind die Worte Antz (Wut), Gahb (unüberwindlicher Schimpf- und Röhname), Gölche (Schmauz), Gur (Stednadel), Gülle (Rauche), Gumppe (Wasserhumpel), Reine (Korb). Hier klingt noch manches Wort auf, das heute nur noch bei den älteren Geschlechtern oder in abseitigen Tälern lebt.

Schon vor Hebel hätte die alemannische Mundart die Reimerfameit der Literaturfreunde aufzuweisen: in Dersders Volksliedersammlung findet sich bereits ein Schweizer Lied: „Es hett e Bur es Döchterli . . .“ und Goethes schreib ich Schweizerliedchen: „Alm Verali bin i' a'lesse . . .“ Usteri hielt von seinen mundartlichen Werken nicht viel, er schrieb sie offenbar nur für den Hausgebrauch im Kreis seiner Freunde; erst nach seinem Tode wurden sie gedruckt. Außer der genannten Novelle und einer weiteren „De Herr Peiri“ gibt es von Usteri eine Anzahl mundartlicher Volks- und Kinderlieder, die heute noch ana trisch wirken. z. B. heißt es im „Berglied“:
U' Bergen, u' Bergen,
do ich 's im lo wohl!
's lönt 'r ode lo hebl,
u' d'ünne lo hobli!
Drum Reiner, drum Reini
im Tal unne blö!
de Vera ist de Doffter
für Seel und für Zwöl!

Der Dichter dieser uns so heimlich anmutenden Verse ist 1768 in Zürich geboren und starb 1827 in Passerswyl, sein väterlicher Beruf war der eines Feldwebers und Märlers, doch schuf er sich bald als Dichter einen Namen, vornehmlich als Verfasser von Gelegenheitsgedichten bei schweizerischen nationalen Festen. So erfüllte er, schon bevor sie aufgestellt wurde, die Foreruna Gottfried Kellers, der den jungen Dichtern als Dase leate, sich zunächst an Liebern und Gedichten für das nationale Festleben zu bewähren. Der epischen Beabuna Usteris entsprach es, daß er auch Balladen, meist aus heimlichem Saenenkreis, schrieb und achtschöne Erzählungen in Prosa. Davon findet unsere Anteilnahme zunächst eine Novelle, deren stofflicher Hintergrund die Fabrik des „alldischen Schiltes“ im Jahre 1776 ist, das von Zürich in einem Tag zum Strahburger Schützenfest führt und dort einen Tag mit in Zürich gefochtem Birkeloch noch bei auf die Tafel brachte, ein schönes Sinnbild alemannischer Verbundenheit über die Landesgrenzen hinweg! („Roman zur Vindens Abenteuer“) Eine andere Erzählung mit dem Titel „Der Schatz durch den Schatz“ berichtet in altertümlicher Sprache die Lebens- und Liebesgeschichte eines

Goldschmiedsgefelles von Freiburg i. St., der als Freier um seine geliebte Aem von dem hartberrigen Vater abgewiesen wird und darum wieder auf die Wandererschaft geht. Er erbt dabei in einen Saunen auftrückerlicher Bauern, es ist um das Jahr 1525, und wird von ihnen mißgeschleppt. Bei der Wänderung eines Schlosses fällt ihm ein kostbarer Schatz in die Hände, und nun ist er sein armer Feind mehr, er kann keine Aem heiraten, die durch einen Blödsinn den Vater und das Vaterhaus verloren hat. Das Gefämmel des Bauernkrieges, die Einnahme von Neuenburg, der Aus über Seiterheim und Freiburg nach Remlingen, die Wänderung des Schlosses Weissenstein sind darin anziehender zu lesen als die eintönige Liebeshandlung.

Es ist klar, daß alle diese Werke für die nicht literarische Kulturhistorische einseitige Fernwelt heute als überlebt und verholten gelten müssen. Usteri sollte jedoch heute ungetragener sein als Verfasser des Liebes, das jetzt noch unsere Feste, vor allem das der nationalen Arbeit vertritt.

Freut euch des Lebens,
weil noch das Sämpden aküst,
pflücket die Noie,
es lie verflücht!
So mauder schaffet sich Sorg' und Mäß,
lucht Dornen auf und findet sie,
und läßt das Weiden unbemerkt,
das ihm am Wece blüht.

Dieses 1798, in der Schredenszeit der französischen Revolution gedichtene und doch so hoher anmutende Lied nahm einen beispiellosen Siegeslauf durch die Welt, wurde ins Französische, Italienische, Englische, Holländische, Russische und Letzliche überetzt. In der Romanung durch Hänel wurde das Lied trotz der unrichtigen Angaben von Usteri in den Worten „Lebens“ und „Noie“ die zweite Silbe betont) auf einem äußerst beliebten Volkslied, das schließlich auf ähnliche Weise wie der „Nunaterranz“ aus dem „Freischütz“ von C. M. von Weber totgelesen wurde, aber immer wieder auflebe. Zum erstenmal erklang es bei dem Fest einer Künstlergefellchaft, im Sommer 1794 wurde es von Blasinstrumenten begleitet, die köstlich bejuchelte Schlussnummer eines Nachtstückes auf dem Züricher See. Das Lied des alemannischen Dichters, das in all seiner Fröhlichkeit doch auch eine für das alemannische Wesen kennzeichnende leise Schmerzmit mitschwingen läßt, wird den Namen Usteris immer wieder der Verfasserschaft entziehen.

Abend über dem Markgräfler Land

Wenn es Abend wird, gehe ich gerne über die stillen Felder. Im Tal liegen die Watten so kühl und kühnend naß. Stark umgibt mich der Rauch der braunen Scholle, und geheimnisvoll tief und still stehen die Wälder über den Bergen.

Wenn es Abend wird, da scheint der Himmel näher der Erde und die Erde näher dem Himmel. Die vielen Farben verbinden sich zu einer traumhaften Symphonie und schließen mich in sich ein. Da fühle ich mich dann ganz geborgen und ruhig und meine, es wäre die Nähe des Himmels zu verpönnen.

Wenn es Abend wird, da liegt das Land in Ruhe und Frieden. Wenn die Sonne blutrot hinter den Bergen untergegangen ist und das Alpenalpen der fernen Gletcher verglommen, dann zieh die Kühle wie Luft über den Bergen. Wenn es Abend wird, zieh durch die Täler, kühn an den Bergen empor und verweilt leise. Da steigt der Nebel ein in den Tälern, blüht sie ein und steht weich und weiß über den Vegetationen der Menschen. Darüber stehen die hellen Sterne wie Edelstein und funkeln und klammern und füllen des Himmels dunkle Bläue.

Wenn es Abend wird, ist es still in der Natur, und doch liegt ein starkes Klängen über allen Dingen, eine tönende, lebendige Kraft tief, wahr und klar. Es ist das Klängen der Einsicht über allem Wesen dem offenbar, der zu hören berufen ist. Da leant der Herrgott das Land, und seine Füße streifen die Erde. Er berührt die Menschen und Tier und gibt ihnen Leben und leant die Menschen und erfüllt die Natur mit der Herrlichkeit seiner Schöpfungen. Denn es blüht seine Stimme und es fliegt kein Vogel ohne die Schönheit der Natur zu offenbaren. Es lebt auch kein Mensch, der nicht ein Samenform der Einsicht in sich trägt.

Wenn es Abend wird, achte ich gerne über die stillen Felder. —
Paula Kromer

„Südoestdeutschtum“

Wer sich knapp, aber zuverlässig, über den Stand der ganzen Südoestdeutschen Frage unterrichten will, der Art also, daß er nicht nur einige Zahlen und Daten wisse, sondern auch die Gedanken, Kämpfe, Hoffnungen und allen Glauben dieser Grenzlands und Auslanddeutschen wisse: der nehme das kleine Büchlein von Gottfried Rothacker: „Südoestdeutschtum, Verträge und Verfassungen“ (Verlag Georg Müller — Albert Vaganer, München, die junge Reihe); daraus wird er schon auf der Umschlagzeichnung erfahren, wo und wie die Südoestdeutschen im Rahmen der Reichsreform verteilt sind, im Büchlein selbst aber wird er in mangelte Gegenüberstellung und auch in manchem guten Gelehrten- und Dichterswort erfahren, worauf es im einzelnen eben, wie im großen und ganzen, dort ankommt. Dieses Büchlein ist angefüllt mit Unkenntnis und der Unfähigkeit gegenüber Südoestdeutschen Fragen, die man doch immer wieder da und dort beobachtet, werwoll und brauchbar; um so mehr, als es sich jedes hegenen oder auch nur scharfen Wort durchaus enthält um die Sagen und Dinge aus eigener Kraft wirken zu lassen, die Energie und den Mut hat.

Adolf von Golman.

Ludwig II. und Wagner

Dieses Buch „König und Künstler“ von Max Kronberg, Roman Ludwigs II. und Richard Wagners (Verlag Otto Janke, Leipzig) dürfte im Rahmen der zum Wagnerjahr 1988 erscheinenden einschlägigen Literatur eine bevorzugte Stellung einnehmen. Der Verfasser schildert die letzten anzanzig Jahre Richard Wagners, die gleichzeitig auch die ereignisreichsten und erfolgreichsten des Meisters waren. Die Persönlichkeit des Wagnerer Riesen, sein Leben und Wirken, sein Kampf und endlicher Sieg sind ja in jedem Maße Allgemeinwissen des deutschen Volkes bzw. der zivilisierten Welt überbaup geworden, daß man leicht geneigt wäre, eine Neuerfassung auf diesem Gebiete als belanglos und überflüssig zu bezeichnen. Doch wäre dies in vorliegendem Falle gänzlich ungerichtet. Kronberg versteht es in trefflicher Weise neben einer packenden und jederzeit fesselnden Schilderung einige bedeutungsvolle Momente außerst interessant und gleichsam höchst original zu beleuchten — wir denken hierbei vor allem an die Beziehungen Wagners zu dem Bayernkönig Ludwig II. und die hiermit verbundene Aufdeckung staatspolitischer Hintergründe — und wird somit für seinen Roman sicherlich eine große Anzahl aufrichtiger Freunde und Verehrer finden. Richard Sievogt.

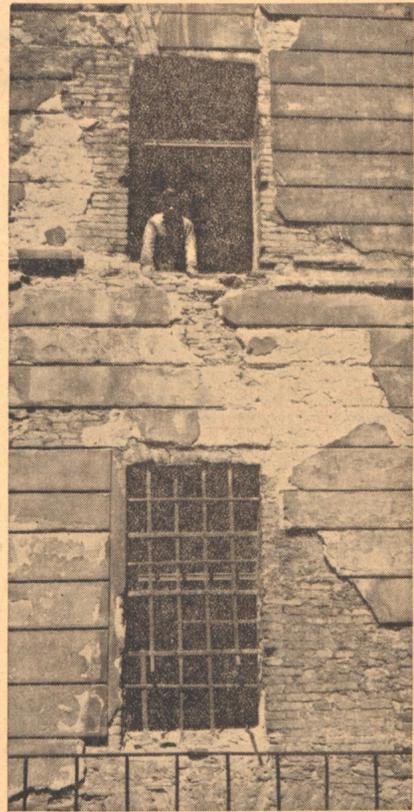
Im Kampf um Großdeutschland

Im Gauerlag Baurische Diktatur, Bayreuth, erschien im vergangenen Jahr von Josef Stolzinger der Roman „Donaujäger“. Das Buch ist wesentlich gebaltvoller und erfrischer als der Titel vermuten läßt. In das Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts, in die Zeit der nationalen Kämpfe der Deutschösterreicher unter der Führung Georg Ritter von Schönerers, ist die Gestalt eines jungen Künstlers gestellt, um dessen Einsatz für ein Großdeutschland und um dessen Liebe zu einer älteren Frau sich eine schlichte und eindringliche Handlung formt. Die ewige tiefe Lebensverliebtheit germanischen und slavischen Blutes gibt die schwingenden Unterlinie des Geschehens. Es ist ein österreichischer Roman, der aus echtem deutschem Geist heraus geschrieben ist. Dly Edlm.



Die elegante Welt, die sich auf den Kurpromenaden von Karlsbad ergötzt, ahnt nichts von der Not, die sich in der Vorstadt des weltberühmten Kurortes seit zwei Jahrzehnten eingenistet hat. In den Bretterbaracken von Fischern, notdürftig mit Dachpappe gedeckt, vegetieren die Scharen von Arbeitslosen dahin. Wohn-, Schlaf- und Eßstube sind mit der Küche in einem einzigen Raum vereinigt. Verheiratete erhalten 20 Kronen Unterstützung, Ledige 10 Kronen in der Woche (10 Kronen haben den Gegenwert von 0,90 Reichspfennigen.)

**Wir
klagen
an!**



Das Haus des Grauens

Die Staatspolizei macht ängstlich darüber, daß keines Fremden Fuß dieses in seinen Ausmaßen größte Elendsquartier im sudetendeutschen Raum betritt. Eine unwahrscheinlich große Schar von Kindern umdrängt bettelnd den Fremden, der die Pfarrkirche von Eger besichtigt.

Bilddokumente von zwei Jahrzehnten tschechischer Gewaltherrschaft über Deutsche

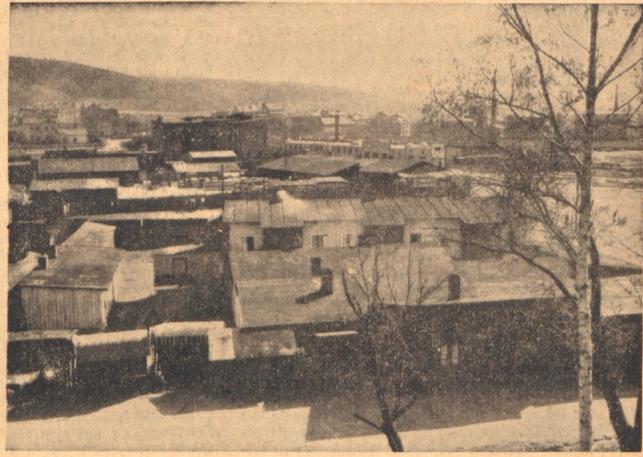
„Die Tschechen rechnen mit dem Untergang des Sudetendeutschiums“. Dieser erschütternde Ausspruch eines leidenschaftlichen Kämpfers für sudetendeutsches Recht, für die Freiheit frei geborener deutscher Menschen, ist die nüchterne Bilanz einer zwanzigjährigen Fremdherrschaft über dreieinhalb Millionen Deutsche. Die mit kalter Berechnung entworfene Politik des tschechischen Staatsvolks hat sich das Ziel gesetzt: Staatsgrenze muß Volksgrenze werden! Dabei haben sich alle Regierungen des tschechischen Staatsgebildes „demokratisch“ genannt, die Gründung dieses Staatswesens geht auf feierliche „Proklamationen“ vor den Friedensmachern von 1919 zurück, die Freiheit und Gleichheit aller Nationalitäten in diesem Staat als selbstverständliche Voraussetzung erklärt. Unsere Veröffentlichungen sind eine zusammenhängende Folge von Bilddokumenten, die in den Tagen schärfsten politischen Kampfes im sudetendeutschen Raum entstanden sind. Sie zeigen das tote Objekt, das im politischen Zusammenhang zum lebendigen Ankläger wird. Sie zeigen aber vor allem Menschen in grenzenloser Not, Menschen, die von ihren Unterdrückern zur Verzweiflung getrieben werden, in ein namenloses Elend.

Die ausgedehnte Volksnot, wie sie die deutsche Volksgruppe im Riesengebirge, Erz-, Jher- und Adlberggebirge, am Fuß des Altwaters und im Böhmerwald seit Jahrzehnten ertragen muß, geht jeden Volksgenossen im großen Reich, geht jeden Mann und jede Frau deutscher Zunge auf dem ganzen Erdenrund an. Zu jeder Zeit waren die Lebensbedingungen dieser besten deutschen Menschen schwer. Selbst der wohlhabendere Bauer des Saazer Landes und des Egerlandes, der deutsche Landmann im Elbeseßel etwa von Leitmeritz bis Böhmisches-Weipa in der Jglauer Sprachinsel, in Schlesien und im Kulmländchen, hat von jeher die Härte des Volkstumskampfes gekannt, ihnen allen ist seit urdenklichen Generationen von Kindheit auf der Kampf um das tägliche Sprachrecht, um jeden Hof, um jede Schule Lebenselement gewesen. Sie gehören zu den Besten ihres großen deutschen Volkes, sie und ihre Ahnen sind die zähesten Mehrer deutschen Volkstums. Doch heute ist das Ziel des nationalbewußten Tschechentums: Staatsgrenze muß Volksgrenze werden!

Im Kapitel „wirtschaftliche Gründe“ im Memoire III (das Problem der Deutschen in Böhmen), jenem Stück Papier, das als tschechische Denkschrift für die Pariser Friedenskonferenz als Grundlage diente, steht folgender Satz: „Während des jetzigen Krieges hat sich der Widerstand der Tschechen gegen die Deutschen vor allem in der Weigerung der tschechischen Bevölkerung geoffenbart, die deutschen Bewohner der deutschen Gebiete Böhmens zu verpflegen, die dadurch entseßlich litten.“ Ein Eingeständnis eines politischen Kampfmittels, wie es schamloser nicht ausgesprochen werden kann. Nach der neuen Staatenbildung wurde mit den raffiniertesten und hinterhältigsten Methoden unter Einsatz aller staatlichen Machtmittel fortgesetzt, was 1914 begonnen worden war.



Das ist Heimarbeit bei den Sudetendeutschen. Die Eltern bemalen Holzköpfe an dem einzigen Tisch in der einzigen Stube. Viertausend bemalte Holzköpfe bringen 40 Kronen in der Woche, das sind 3½ Mark. Davon lebt die zwölköpfige Familie.



Dies ist das Elend von Deutschen! Während in allen deutschen Orten Tausende zugewanderte Tschechen die Staatsstellen bekleiden, während in neuerstandenen tschechischen, oder den Deutschen abgenommenen Fabriken tschechische Arbeiter ihrem Erwerb nachgehen, schwillt die Masse der zu Not und Elend verdamnten Deutschen von Jahr zu Jahr an.

Die Grundzüge der wirtschaftlichen Kampfmaßnahmen gegen die deutsche Volksgruppe sind leicht erkennbar: Gründung tschechischer Konkurrenzunternehmen mit Förderung der Regierungen, um die deutsche Industrie abzuwürgen. Zudem ist die tschechische Handelspolitik französisch orientiert; das enorme jährliche Handelspassivum geht zu Lasten der deutschen Industrie. Der schwere Schlag, den das tschechische Finanzministerium 1919 und 1920 mit seinen Maßnahmen gegen das deutsche Kapital führte, traf das Deutschtum mitten ins Herz. Kein Land könnte sich je von so blindwütigen Schlägen gegen seinen Lebensnerv erholen. Die Vergabung aller staatlichen Aufträge sowohl der des Heeres als auch der der öffentlichen Arbeiten im deutschen Gebiet selbst erfolgt einzig und allein an tschechische Firmen.

Wie wir heute die Not deutscher Menschen mit schmerzloser Offenheit im Bilde zeigen, so beweisen weiter Industriefriedhöfe in viele Kilometer langen Tälern, tschechische Schulpaläste auf uraltem deutschen Kulturboden und die vielerlei „sozialen Einrichtungen“ des Staates im Wohnraum der deutschen Volksgruppe die Unterdrückung, Zerschlagung und Zerstörung, auf die ein fremdes Volk im mitteleuropäischen Raum das Panier des Triumphes zu pflanzen gedenkt.



So leben sie seit zwei Jahrzehnten! Die größten Abraumbalden der Braunkohlengruben von Daschwitz bei Karlsbad bergen für die Aermsten der Armen noch Werte. Sie graben Stollen, die bis zu 10 und 15 Meter tief reichen. Von dort unten holen sie Kohlenstückchen herauf. Für den Handwagen voll Braunkohle erhalten sie 5 bis 10 Kronen. Wenn die Polizei sie bei dieser Arbeit ertappt, wird das Ergebnis der Tagesmühe beschlagnahmt. (Scherl Bilderdienst (5))

DER SIEG DES GAUCHOS

Abenteuer im argentinischen Camp — Erzählt von Carl Lamm

„Ender Gringo“

Enrico Rupe, der diese Worte aussprach, war der einzige Peruaner in der Gruppe der Peones, welche die Erde für die neue Station auszuheben hatten — und der Kaufte unter ihnen. Sein freischütziger Ausruf galt niemand anderem als dem deutschen Ingenieur Lothar Hartmann, der die Erdarbeiten zu überwachen hatte. Enrico Rupe hatte trotz Verbots getrunken; der Teufel mochte wissen, wo er den Caña (Schnaps) herhatte! Während sich der Deutsche eben von neuem die Pfeife geklopft hatte, stand er unverleth hinter ihm und zog sein Machete (Messer) über den Kopf Hartmanns, nachdem er zuvor mit der Linken blitzschnell dessen Hut auf die Stirn hinabgedrückt hatte. Aber er war nicht schnell genug: Der Deutsche hatte schon vorher irgendwie gespürt, daß sich einer hinter seinem Rücken zu schaffen machte und rief im selben Augenblick, da jener losließ, seinen Oberkörper zurück und warf dadurch den Peruaner zu Boden. Die obere Hälfte des Hutes war glatt durchgeschnitten — einen Zentimeter tiefer, und er hätte dem Deutschen die Kopfhaare abgezogen. So aber hielt der Peruaner nur die Klappe des Hutes in der Hand, während die Hutkrempe wie ein grotesker Kranz die Stirn Lothar Hartmanns umgab. Von den Peones, die im Kreis um den Topf Mate in der Wellblechbarade saßen, rührte sich keiner. Kaum lag der Peruaner am Boden, stand der Deutsche schon auf den Beinen und gab ihm einen Tritt in die Rippen. Kein Wort war gefallen. Hätte Hartmann nicht die Sympathie der Arbeiter auf seiner Seite gehabt, wäre es eine böse Sache gewesen. Niemand wußte den Grund des hinterlistigen Ueberfalls.

Als sei nichts geschehen, trat der Deutsche in den Camp hinaus. Unbarmherzig und mit einer unvorstellbaren Glut brannte die Sonne auf die Ebene. Weit und breit kein Baum, kein Rancho, keine Schatten spendende Zucht außer der Barade.

„Ender Gringo“

Dieser Ausruf (ein Schimpfname für die Weißen, die Fremden) war weniger eine neue Herausforderung als eine Drohung, die er vernünftigen würde, sobald er ihn, den Deutschen, einmal unter vier Augen antreffen würde. Es gibt Peones, die am Rand eines Ranchos bis zur Bewußtlosigkeit vor Hunger und Durst in der Hitze auf einen früheren Dienstherrn gewartet haben, um sie wegen irgendeiner, oft vor langer Zeit ererbten Krankheit hinterhältig zu überfallen und dann ungeschrien zu verschwinden. Der Deutsche, wohl stark und mutig genug, um er eben bewiesen hatte, es mit dem Peruaner anzunehmen, war zu klug, um auf die Drohung einzugehen. Er wußte, jetzt würde sich der Peruaner pöden und durch die alles übende Sonne bis zum nächsten Rancho wandern, wenn er einen solchen Marsch überhaupt aushielt. So war es auch: Unter Pflügen und ohne Gruß, ohne einen Blick auf seine Kameraden verließ der Peruaner die Barade und trockte sich während der beide Hände gegen die Rippen preßte. Es war mehr ein Stolpern und Humpeln als Gehen. Zimmerlein, er entfernte sich.

Als der Hühnerhund, der über dem Camp lag, den Peruaner dem Blick des Deutschen entzog, betrat dieser wieder die Barade. War es etwas vorgefallen? O, es hatte nicht den Anschein! Man sprach von einem Pferde- Rennen, das noch an diesem Abend in der Nähe der nächsten Hacienda (Farm) zwischen einem Gaucho (cowboy) und dem Sohn des Farmers ausgetragen werden sollte. Zwei Ford-Lastwagen brachten die Arbeiter und den deutschen Ingenieur dorthin. Schon vor der Abfahrt begann man darüber zu wetten, ob der Gaucho bei dieser müderischen Hitze überhaupt erscheinen würde.

Als man sich am Spätnachmittag vor der Hacienda, die einer schmelzigen Familie gehörte, versammelte, hatte die Hitze ein nicht nachgelassen. In der Natur war jene Erstickung eingetreten, die oft Vorbote einer Katastrophe ist. Alle paar Minuten tauchte irgend ein Gaucho zu Pferd sozusagen aus dem Nichts auf, trat zwischen Reihen Peones aus der Stille hervor. Die letzteren bildeten eine Gruppe für sich. Jeder von ihnen war sein herausgehobener, jeder ein Kavalier, und ein Landstreicher hätte alles andere als Knechte in ihnen vermutet. Mindestens 9 von 10 hatten sich durch einen Trick von ihrem Arbeitsplatz, der bei manchen viele Kilometer entfernt lag, entfernt.

Als der Sohn des Hacienderos mit einem feurigen Braunen am Halfter unter die Männer trat, schlossen sich die einzelnen Gruppen plötzlich wie magnetisch angezogen zu einem dichten Kreis um das schöne Tier und seinen jungen Besitzer. Noch bevor das Pferd des fremden Gauchos, gegen den dieser das Rennen austragen sollte, am Platz war, erhoben sich laute und verheißungsvolle Stimmen, welche auf diese edle Pferd sehen wollten.

Aber der Gaucho ließ sich nicht blicken. Man begann schon zu fluchen und nach Caña zu verlangen, da tauchte er am Horizont auf und kam gemächlich daher. In einer Entfernung von etwa 50 Meter sah er ab und führte sein Pferd auf den Platz. Das Tier an seiner Hand, ein schwarzes, fast plumpe Krolepferd, buntschwarz wie eine Kuh, konnte man eher für den Verwandten eines Maulwurfs halten, als für ein Rennpferd. Faul und uninteressiert trotzte es neben seinem Reiter daher, ein alter, speckiger Gaul mit herabhängenden Ohren — nicht der Rede wert! Bei seinem Erscheinen brachen die Peones in ein schallendes Gelächter aus. Unbekümmert stand das Pferd am Platz, als der junge Haciendero und der Gaucho noch einmal die auf zweihundert Meter abgeteckte Strecke abmaßen und jedes Steinchen, aber auch jedes einzelne, das noch umherlag, aus dem Weg räumten. Wo die Erde noch die geringste Unebenheit zeigte, scharrten und krüchten sie sie mit den Händen und Füßen glatt.

Es gab nur eine Ansicht: daß der Colorado, das Pferd des Farmersohns alle Chancen für sich hatte.

Indessen betrachtete der Deutsche das Krolepferd. In der Tat, breit und stämmig gebaut, schien es eher für schwere Lasten als zu einem Rennen tauglich. Als er auf das Pferd aurtat, ließ ein Zittern durch den Körper des Tieres, und es spitzte die Ohren. Da sah er aber, daß seine Augen voller Feuer und voll verhaltener Unruhe waren. Doch es rührte sich nicht. Da kam der Gaucho zurück. Sobald der Schreck die Hand seines Herrn am Hals spürte, wurde es lebendig, es warf den Kopf zurück und begann zu tänzeln. Seine Klütern blähten sich weit auf, und seine Augen glühten wild und wie von Erwartung toll.

„Auf dieses und kein anderes setze ich meine Peños!“ sagte der Deutsche zu sich selbst, ging zu den Männern zurück und warf seine Peños in den Sack des Gauchos, dem das Krolepferd gehörte. Kaum ein anderer hatte auf dieses Pferd gemettet, dagegen war der Boden des Sackes, welcher dem jungen Haciendero gehörte, mit Silberstücken angefüllt.

Jetzt führte der Schweizer seinen Colorado vor: Ein einziger Ausruf der Benugung kam aus den Reihen der Peones und Gauchos, welche auf dieses Pferd gesetzt hatten, als es sich wie siegesbewußt emporbäumte und dann seinen Reiter im Halbtrott an ihren Augen vorbeitrag. Sie waren ihrer Sache sicher.

Doch als sich nun der Gaucho — er war nicht mehr jung, so an die fünfundsiebzig — auf sein Pferd schwang, wandten sich alle Augen seinem Pferd zu. Es zitterte und tänzelte, spitzte die Ohren hoch, rief hoch und drehte sich im Kreis, und der Gaucho konnte seine Unruhe kaum bändigen, bis es endlich neben dem Colorado am Startplatz stand. In diesem Augenblick änderten sich die Meinungen über die Aussichten des Rennens, und mehr als einer sprach seine Zweifel aus. Da knallte der Startschuß.

Schon nach den ersten zehn Meter war der Schreckgeißel um eine Halslänge voraus. Mit jedem Meter ließ er den Colorado weiter zurück, und als er den Wendepunkt erreicht hatte, schoß er an seinem Gegner wie ein Pfeil vorüber. Ein allgemeines Gebrüll erscholl. Rufe wie: „Er

hat ihm Caña gegeben!“ und „Er ist ein Betrüger!“ wurden laut. Ging es doch um ihre Silberlinge.

Aber der Gaucho band seelenruhig sein Pferd an, ergriff dann den Sack des andern, denn das waren nun seine Peños und zahlte dem Deutschen seinen Teil aus. Er hatte ihm das Geld noch nicht ganz ausgehändigt, als plötzlich der Peruaner Enrico Rupe vor den beiden hand und seine Hand hinreckte:

„Gegen zehn Peños!“ sagte er und blickte den Gaucho an. Der Deutsche wandte ein, daß er allein auf den Schefigen gesetzt habe.

Der Gaucho hielt einen Augenblick im Zählen inne, dann, als ob er sich erinnerte, nickte er hastig und sagte:

„Siento mucho!“ („Ich bedauere“) und verlangte von dem Deutschen das Geld, welches er ihm eben ausgezahlt, wieder zurück. Dann schüttelte er dem Peruaner die Hälfte des Gewinnes in die Hände. So blieben dem Deutschen nur wenige Peños, das Dreifache seines Einsatzes. Mit hämischerem Lächeln sah ihm der Peruaner zu, wie er sie einsteckte. Daraufhin, mit einem schadenfrohen und unerschütterlich verächtlichen Blick, legte er ihm den Rücken — und führte das Pferd des Gauchos ab. Daran aber, nämlich, daß er es war, der den Schreckigen abführte, erkannte Lothar Hartmann, daß er einem Trick zum Opfer gefallen war, und daß die beiden, der Gaucho und Enrico Rupe, unter einer Decke stecden.

Der Giftbrunnen in der Wüste

Erzählung von Hans Richard Meriel

Der Afrikaforscher Dr. Paul Lorenz, einer der berühmtesten Kenner der Tropenkrankheiten, hatte sich gemeinsam mit seinem Freund Erich Berger, einem hervorragenden Sachmann für orientalische Sprachen, auf eine Reise begeben, die sie nördwärts bis in den Sudan und von dort aus über das rote Meer über durch Arabien zum Persischen Golf führen sollte. Mit Bahn, Schiff, Pferd und Kamel bereisten die Freunde Ägypten, besuchten die Ruinenstätten von Karnak und kamen unter großen Mühsalen und Entbehrungen bis in das Quellgebiet des Nils. In wochenlangem, strapazenreichem Marsche durchquerte die Expedition den ganzen englisch-ägyptischen Sudan, um schließlich, dem Oberlauf des Blauen Nils folgend, beim Dschebel Kefauanguru auf abessinisches Gebiet überzutreten. An dem von hohen Bergen umrahmten Taloete wurde eine längere Rast eingelegt. Als endlich die Männer nach mühseligem Wirt durch das abessinische Hochland in der am roten Meer gelegenen Hafenstadt Massana in Italienisch-Äthiopien anlangten, lag der schwierigste und gefährlichste Teil der Forschungsreise hinter ihnen. Die Deutschen atmeten erleichtert auf, aber auch die Araber waren froh, als sie ihren Führerhohn in Empfang nehmen und ihrer Wege ziehen konnten.

Sich ganz dem Zauberreiz des Morgenlandes hingebend, mieteten die zwei Gelehrten zur Ueberfahrt ein uraltes Segelboot, das in seiner Konstruktion ganz an die Fahrzeuge der biblischen Zeit erinnerte. Die wegen der vielen Korallenriffe und Untiefen nicht ungefährliche Ueberfahrt dauerte drei Tage. Träumend sahen die beiden Deutschen auf dem Dach des kleinen Kajütenhäuschens, verfolgten mit dem Auge die von oder zum Suezkanal ziehenden Schnellposten und plauderten von Heimat, Weib, Kind und Gott.

Nordwärts von Djibbida, Mekkas reicher Hafenstadt, zogen die Tiere einer kleinen Karawane ihre Spur durch

den sonnendurchglühenden Wüstenland. Es waren die beiden deutschen Gelehrten, die in Djibbida Reit- und Packpferde gekauft und drei Beduinen als Führer angenommen hatten. Zunächst täglich verriethen die Araber, gen Mekka gewandt, das vorgeführte Gebel und wuschen sich dabei Gesicht und Hände mit dem reinen Wüstenwasser. Von Zeit zu Zeit warfen sie finstere Blicke auf die beiden Freunde.

Die Karawane bewegte sich durch ein Gelände, das durch zahllose Dünen unübersehlich gemacht wurde. Plötzlich zog einer der Araber den Säbel, wandte sich blitzschnell um und knallte unter dem Ruf: „Fahr in die Hölle, ungläubiger Hund!“ mit einem mächtigen Döbe Doktor Berger den Kopf. Diese Mordtat war das Signal zum allgemeinen Angriff gewesen. Von den Kuppen der umliegenden Sandhügel krachten Schüsse. Professor Lorenz, der seinem Freund zur Hilfe eilen wollte, verfuhrte einen heftigen Schlag gegen den Oberarm und fühlte das Blut rinnen. Gleichzeitig machte das Pferd einen Sprung und trug ihn mit Windeseile davon.

Weit draußen in der offenen Wüste konnte Doktor Lorenz wieder Herrschaft über sein Pferd gewinnen und vermochte mit einigen Verbandspäckchen auch seine stark blutende Wunde notdürftig zu versorgen. Was sollte er tun in diesem glühenden Sonnenbrand, ohne Wasser, ohne Proviant, ohne Karte, Kompaß und sonstige Ausrüstung? Lediglich auf sein gutes Glück bauend, ritt er ohne jede Orientierungsmöglichkeit weiter. Morgen, wenn die Räuber den Platz des Ueberfalls verlassen hatten, wollte er zurückkehren, um seinem toten Freunde ein ordentliches Begräbnis zu bereiten.

Die von der hellen Sandfläche reflektierten Sonnenstrahlen spielten ihm heute entsetzlich mit. Gesicht, Hals und Hände brannten wie hellflüssiges Feuer, und die Haut löste sich in großen Fetzen. Die Kette war in diesen wenigen Stunden schon so ausgefroren, daß er kaum noch zu schluden vermochte.

Verlobung auf dem Michigansee

Von Franz Rudolf Winkler

Rund herangefragt: Eine Partie war Violet nur für den, der's bezahlen konnte. Ansprüche für eine Million Dollar — ja, die hatte sie. Sonst war es mit ihrem Vermögen, sofern man eine begeisterte strebe Stupsnase und zwei Beine von entzündetem Beinmaß nicht in Anrechnung brachte, nicht gerade weit her. Dennoch — oder vielleicht eben deshalb — hätte sie in Chicago unter dem Gefrierfleischhandel und den sonstigen rechnerischen Bankfonten wählen können, wenn sie nur dachte. Und doch war sie dabei vorsichtig. Der Bob, der Ted und der Charlie, die drei kamen in Frage. Jeder der drei, die man stets um Violet sah, hielt sich für denjenigen, welchen. Und Violet? Den Bob oder den Ted oder den Charlie, einen der drei gewiß, aber wen? Ihr Herz schlug lächerlich gedrückt für jeden, da fanden die Chancen gleich.

„Du mußt dich doch einmal entscheiden“, sagte ihre Freundin Mabel. „Der ewige Flirt zu vier bringt dir nichts ein.“

„Ich weiß“, gab Violet nachdenklich zurück. Sie hatte das auch bedacht. Die Väter der drei wandelten jeder jährlich dieselbe Rinderherde in Gefrierfleisch um; zur Entscheidung konnte man also auch die Höhe des Bankkontos nicht sprechen lassen. „Und doch, Mabel, ich habe eine Idee. Bob hat uns für morgen auf seine Nacht eingeladen. Wir wollen ein bißchen über den Michigansee schaukeln. Ich werde, dabei bringe ich es zur Klärung.“

„Wie so ausgerechnet auf dem See?“

Violet lächelte. „Naß mir, ich weiß schon, was ich mache.“

Sie mußte es wirklich, denn am Abend dieses Tages fiel sie ihrer Freundin um den Hals. „Gratuliere mir, Mabel, ich bin ja so glücklich, ich habe mich verlobt!“

„Und mit wem? Bob? Ted? Charlie?“

„Ich habe sehr vernünftig gewählt.“ Violet reichte trotz der Stupsnase hoch. „Ich habe sie eine Situation bestehen lassen, in der man den Wert des Mannes erkennt.“

„Und wie hast du das so genau erkannt?“

„O, so einfach wie denkbar. Wie wir mitten auf dem See waren, habe ich mit Bob gemettet, daß ich einen Handstand auf der Kelling fertig brächte. Bob glaubte, nein. Er hat gewonnen. Ich hab's nicht gebracht, ich bin über Bord ins Wasser gestürzt.“

„Violet, und das erzählst du so nebenbei, als ob das gar nichts gewesen ist? Solch ein Leichtsin! Deinen Schreck möchte ich nicht gehabt haben.“

„Wieso Schreck?“ fragte Violet kühl und brannte eine Zigarette an. „Das war doch gerade die Ansicht. Ich wollte doch drei auf die Probe stellen. Ja, und ich war kaum unten auf dem See, da waren Bob und Ted mir nachgesprungen. Bob sagte mir rechts, Ted links, und so hielten sie mich, bis das Boot ausgleichswungen war und uns aufnahm. Bloß Charlie, der blieb ganz gelassen oben und rief nur gute Ratsschläge und Anweisungen herunter. Wie ich wieder an Bord war, habe ich mich in der Kabine schnell umgezogen, und dann — dann habe ich mich verlobt.“

„Aha!“ machte Mabel verständnisvoll. „Mit Bob also, weil der die Witte gewonnen hatte. Nicht wahr, der ist dir als erster nachgesprungen?“

„Möglich!“ sagte Violet und blies den Rauch durch die Nase. „Darauf habe ich nicht so geachtet. Und verlobt habe ich mich übrigens mit Charlie.“

„Mit Charlie, der die anderen dich heranziehen ließ?“

Mabel war ein wenig entsetzt über solche Unlogik. „Es war aber Logik. Du bist ein Kindskopf, Mabel, meinte Violet überlegen. „Was bist dir heute ein Mann, der sich Hals über Kopf in alles hineinwirft? Wenn du bis an dein Ende verlorst sein müßt, brauchst du einen Mann, der klar und ruhig disponiert, wenn andere alles auf eine Karte setzen. Charlie wird bestimmt nichts verlieren. Ich habe mich mit Charlie verlobt.“

Lied der Bauern

Von Herbert Böhme

Hart wenden wir die Scholle um und säen unser Brot, der Acker, unser Heiligtum, bewahre uns vor Not.

Und ist der Weg auch hinterm Pflug von tagelangem Schritt, was zählt die Mühe froh genug der ertretete Schritt.

Ein Danklied unserm Herrn und Gott, wofür er uns gesandt: wir säen Unkraut, Hohn und Spott von seinem Ackerland.

Er sät die Saat, er mäht das Korn, er spendet Trost und Trank. Welch Bauer seinen Gott verlor, blieb arm sein Lebelang.

Wir säen Unkraut, Hohn und Spott mit schwielenharter Hand, ein Danklied unserm Herrn und Gott, sein ist die Ackerland.

Sein ist der Weg, sein ist der Pflug, wir wandeln seinen Schritt. Was tanzt das Herz doch froh genug nach ertretetem Schritt.

So wenden wir die Erde um, so haften wir das Brot. Der Acker, unser Heiligum, wahr uns vor Krieg und Not.

Da packte den einsamen Reiter ein anderer Dämon, schüttelte ihn hin und her, durchflutete seinen Körper mit eisigen Schauern und warf ihn schließlich aus dem Sattel: das Hundstier. In seinem Fiebertraum fühlte er Höllenflammen. Der Schreden rüttelte ihn auf. Mit zitternden Händen griff er nach dem Fiebermittel, das sein in der Nähe ruhendes Pferd in der Satteltasche trug. Eine große Dosis tat auch einwilligen ihre Wirkung.

Um einen besseren Rundblick zu gewinnen, erkletterte er einen Hügel. Ringsum nichts als Fels und Sand einer trostlosen Wüste, über der die grelle Sonne flimmerte! Mäde schloß er die Augen.

Als er die Augen wieder öffnete, stand vor ihm ein feenhaftes Bild. Eine große Stadt schied sich vor ein oder zwei Kilometer vor ihm auszubreiten; er erkannte deutlich die Stadtmauer, die Kuppeln einiger Moscheen und die Spitzen der Minarets, und soeben ritten einige Leute auf Feln zum Stadtor hinaus.

Da bestieg er sein Pferd, ritt wie ein Geheißer und preßte aus dem armen Tier den letzten Blutsprossen heraus, um die vermeintliche Stadt zu erreichen. Aber das Bild war und blieb verschwunden; je weiter er ritt, desto weniger war davon zu sehen. Er merkte, eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, hatte ihn gemarrt.

Aber Energie und Zähigkeit hielten seinen geschwächten Körper immer noch aufrecht. Unter Aufbietung all seiner Kräfte und seines ganzen menschlichen Wissens begann er nach einer verborgenen Wasserader zu forschen. Endlich glaubte er seine fundenlangen verweirselten Bemühungen von Erfolg gekrönt. In der Ferne winkte eine kümmerliche Dattelpalme, die auf das Vorhandensein von Feuchtigkeit schließen ließ.

Als er inebenen näher kam, erfasste ihn unmenichliches Grauen. Rings um das kleine Wasserloch herum verstreut lagen die gebleichten Knochen von zahllosen Menschen, Pferden und Kamelen. Das Wasser mußte ein furchtbares Gift enthalten, das jedem abnungslos trindenden Geschöpf das Leben kostete. Sein eigenes Pferd, das bereits gierig getrunken hatte, wälzte sich auch schon in Krämpfen, und nach wenigen Minuten war es verendet.

Der Forscher brach bewußtlos neben seinem toten Tier zusammen. Seine Ohnmacht war so tief, daß nicht einmal die Kühle der Wüstennacht und das Heulen der Hyänen, die sich um das Fleisch des gefallenen Pferdes tritten, ihn aus ihr zu erwecken vermochten.

Am späten Morgen erwachte er unter den glühenden Sonnenstrahlen des neuen Tages so geschwächt, daß er sich kaum noch bewegen konnte. Statuengleich sahen um ihn die Nasgeier, die eifigen Totengräber der Wüste. Als er den Arm erhob, hüpfen sie nur einige Meter zur Seite, flogen aber nicht auf. Sie konnten auch gut warten, weil ihnen dieses Opfer so gut wie sicher war. Von dem Pferd war nur mehr das Gerippe übrig.

Nicht allzumeit von dem Giftbrunnen entfernt, ging eine Karawanenweg vorbei. Dort zog eine riesige Karawane, die Unterabteilung eines Schammetammes, mit viel Vieh und Gepäck, um für ihre Herden neue Weidestellen zu suchen. Durch freilebende Nasvögel wurde der Scheit darauf aufmerksam, daß außer ihnen noch anderes Leben in der Gegend sei, und er befohl einigen seiner Krieger, dort Nachschau zu halten. Als der altehrwürdige Mann später den halb Verdurfteten sah und seine Leibesgeschichte hörte, rief er mehr als einmal: „Wunder Gottes!“

Der deutsche Gelehrte blieb einige Zeit Gast des alten Beduinenscheifs und es war ihm zu seiner Freude möglich, verchiedenen Stammesangehörigen wertvolle ärztliche Dienste zu leisten. Von dem Scheit erfuhr er auch das Geheimnis des vergifteten Brunnens, das Wasser war zur Zeit des erbitterten Machtkampfes zwischen Ibn Saud und den Nachbarn von einer der Parteien vergiftet worden, um ein weiteres Vordringen der gegnerischen Streitkräfte zu verhindern. Allerdings hatte diese heimtückische Tat den entgegengesetzten Erfolg. Über den Emir Nasjid von Ha'il nicht aufhalten können.



Dir wundern mit dem Rindweid in dem Sommer

Text und Zeichnungen von Ewald Thiesbürger

Morgens, ein Vogel erwacht, ein Lied ist da und das Licht...

Des Sommers Luftig Singen, des Herzens frohes Klingeln...

Dann ist da die Sonne, die unendliche Sonne. Sieht doch die Sonne...

Sonne, Sonne, scheine Licht, Wolke, Wolke, weine nicht...

Das ist also der Sommer und unter ist der Tag, der ganze Tag...

Schöne Mädelchen ist ich gern, aber nur die kleinen.

Aus Kleeblumen machen die Mädchen Kränze und summen vor sich hin:

Schrumm, schrumm, schrumm, ich spiele, fann und summe...

Bis die Freude am Spiel wieder erweicht, lustig tanzen die Mädchen im Kreise...

ringel, ringel, Ringelreihe, wer will unter König sein?

A, n, s, aus, Kabe, Maus, raus. So zählen wir aus zum Versteckspiel...

Seidelan, hier meine Frau, ich bin die Wetteran...

Dann machen wir ein Bettrennen zurück zu der großen Saure...

Kindlein, fange, fange, fange, Kindlein schau, larme, balle...

Inzwischen ist die Sonne so weit gewandert, daß es Abend werden will...

Das war ein richtiger Wandertag, darum ist es auch so spät geworden...

Der Abend kommt gegangen, die Augenlein werden klein...

Die Sternlein sind erblühet, vom Abendwind verweht...

Au dir Du ferne antwortest, weit überm stillen Wald...

Goldes ist die Sonne in den Abend gelunken, ein letzter Gruß ist noch über den Dächern...

Zu Bett, zu Bett, wer ein Rindlein hält, wer keines hält...



Die praktische Hausfrau

Weiße Strohhüte reinigt man mit einer in Schwefel getauchten Zitrone.

Gaushäute, die zu weit geworden sind, werden wieder brauchbar...

Schiffeladmebel darf man weber mit Benzin noch mit Terpentinöl reinigen...

Reife von übergetauten Eßeln muß man sofort vom Gasbrenner betätigen...

Kleines Eßgeschloß poliert man mit Holzöl und Petroleum. Mit einem in Spiritus getauchten Korken befeuchtet man durch Polieren...

Rückenstühle lassen sich leicht mit einem in Bier getauchten Schwamm reinigen...

Farbgeruch in frisch gefärbten Zimmern verstreut, wenn man für kurze Zeit ein Gefäß mit Essigwasser...

Der Rauchabzug ist im Sommer erspürbar, wenn die Sonne heiß scheint...

Reiniger ist ein sehr gutes Mittel, um Farben und Ziermalereien aus der Wand zu entfernen...

Ausflug auf die Sommermode. Unter dem Motto „Erdereife“ hat die „Neue Modenwelt“...

Die hinterhanden sieben Kopfstrümpfe vom Rechenmeter tun...

Kinderhände - Bubenpoten!

Von Franziska Otto



Hier zwischen Feldblumen und Ginsterbüschchen wollen wir raschen im hohen weissen Gras.

Da ist ein Leben drin! Herrgottshühnchen, schwarz und rot, Schmetterlinge...

Am Himmel fliehet die Mittagsonne. Eine alte Farnke breitet ihre Arme...

Was ist Du gern, was liebst Du gern? Geschmitten die Handeln ist ich gern aber nur die feinen.

Als dieses kleine Mädchen zum ersten Male in das Leben tritt...

Und das Händchen wuchs, es lernte greifen, lernte bewacht upaden...

Und weiter wächst das Händchen - allmählich übernimmt es selbst die Reinigung...

„Freiwillige vor“, immer wieder ist dieser Ruf im deutschen Volk...

„Freiwillige vor“, heißt es wieder. Es ist keine kleine, geringfügige Aufgabe...

Freiwillige vor, für soziale Frauenberufe

Zum Aufruf der Reichsfrauenführerin über die Errichtung des Frauenhilfsdienstes

„Freiwillige vor“, immer wieder ist dieser Ruf im deutschen Volk...

„Freiwillige vor“, heißt es wieder. Es ist keine kleine, geringfügige Aufgabe...

Ramen des deutschen Volkes stellt: Es gilt, Menschen zur Verfassung zu stellen...

Viele Mädel werden durch den Aufruf der Reichsfrauenführerin vor eine wichtige Aufgabe gestellt...

Aber noch nie wurde einem Menschen ein Opfer anemutet, das nicht zugleich Reichtum in sich birgt...

Die Frau liest: Aufzucht durch Ausmerzung

Unzählige gesunde Frauen wurden schon um ihren Lebensinhalt gebracht durch eine erbdingliche Erkrankung...

Ein Loblied auf Gemüsesuppen

Nährhaft und von gutem Geschmack - Vielseitige Zubereitungsmöglichkeiten

Obstsuppen sind nicht jedermanns Sache, weil sie sich schmecken, aber eine gut zubereitete Gemüsesuppe...

Sehr gesund und schmackhaft ist Spinatsuppe. Viele, die durch einen Mangel an Vitaminen...

Man dünnt das feingehackte Gemüse in Butter oder helieblichem Fett an und gießt dann Wasser auf...

Bevorzugt ist die Zubereitung der Gemüsesuppe als Salat. Man bereitet aus feinem Gemüse...

DER LETZTE MEISTER



Bürgerwehrmänner aus dem Harmersbachtal.

Ein altes Kinzigtalgewerbe stirbt aus mit einer alten Tracht

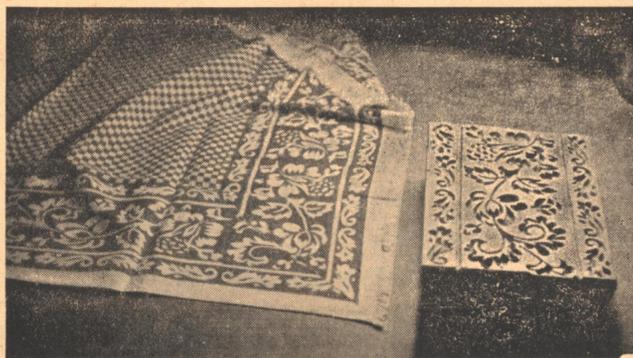
die Liebe und Behutsamkeit, mit der er seine letzten behandelt, verrät es zur Genüge. Interessante Dinge weiß er dabei zu berichten über diese Arbeit vor fünfzig und sechzig Jahren, von den alten Verfahren und vor allem von der damaligen Farbenherstellung und Zusammenstellung. In jenen Tagen, als der Färber noch so mancherlei aus der heimischen Pflanzenwelt wissen mußte, verlangte doch der Beruf von ihm, daß er seine Farben selbst herstellte. Es ist die Geschichte seines Handwerks während eines Jahrhunderts, die er da in launigen Bildern uns erschauen läßt und die Geschichte seiner Heimat, deren Sitten und Tracht mit seiner Arbeit verbunden war.

Und seine letzte Arbeit, die er ja nur noch als Liebhaberei bearbeitet und weil er der Letzte ist, der diesen Zweig seines Handwerks versteht, ist erit recht ohne die Tracht seiner Heimat nicht zu denken. Heute dient sie nur noch den Bürgerwehren von Ober- und Unterharmersbach, deren Glanzmittel der letzte Bestandteil der ehemaligen Männertracht im Harmersbachtal ist. So ist unser Meister der letzte Glanzstofffärber im Schwarzwald.

Einmal mühte diese Arbeit jeder rechte Färbermeister im Tal der Kinzig, die einen Hauptteil seiner Tätigkeit ausmachte. Das war vor vielen Jahrzehnten, als die Männer im Tal noch alle die von den Vätern übernommene Tracht trugen. Die Herstellung des Glanzleinsens war von dieser Tracht bedingt, die heute nur noch von den Bürgerwehrmännern getragen wird. Es ist also nicht nur ein Stück Romantik, die mit den Trachten verschwand, sondern auch manches Gewerbe. In Meister Kopfs Erzählung wird das ehemalige Tal lebendig mit dem ganzen Farbenreichtum früherer Gewänder, mit alten Sitten und Bräuchen, mit den Menschen, die vordem waren.

Die Tracht des Harmersbachtals, die zwar deutlich Elemente aus der Biedermeierzeit aufweist, geht viel weiter zurück. In jene Zeiten, als dieses Tal noch freies Reichstal war. Unter ihrem Vogt lebten die Bauern reichsunmittelbar und frei. Daß hier die Leibeigenschaft niemals bestand, mußte sich selbstverständlich im Wesen der Menschen hier ausdrücken und in ihrer Gewandung. Der schwarze, rotgefütterte und rotausgeschlagene Rock der stolzen Männer des Tals ist heute nur noch als Bestandteil der Bürgerwehruniform zu sehen. Ihm gilt auch die Obhut unseres Meisters. Es ist selbstverständlich wenig mehr zu tun, da ja die Wehrausrüstung nicht zu den Alltagsarbeiten gehört und nur von einer geringen Anzahl getragen wird. Für Meister Kopf, der lange Jahre der Wehr vorstand und heute Ehrenlandeskommandant ist, bedeutet aber diese Arbeit mehr, sie ist seine besondere Liebhaberei, genug, schöne Stunden, die dem Erinnern gelten, auszufüllen.

Durch die Küche geht der Weg in einen Speiserraum, in dessen einer Ecke sein Arbeitsgerät aufgebaut ist. Mehr braucht er heute nicht mehr, und es ist doch ein wichtiges Stück seines Lebens. Ein langer Tisch vor einem Fenster, ein Brett, über das zwei Rinnen stehen, die Führung für das Glättgerät, das als Hebelarm über dem Tisch hängt, das ist alles. Der schwarzgefärbte, schwere Leinestoff wird nun zuerst mit Wachs einigermassen geglättet, um dem Stein, dem die Hauptarbeit zukommt, ein glattes Gleiten über den Stoff zu ermöglichen. Dieser glattpolierte Stein ist an der über dem Tisch hängenden Stange in Form einer feststehenden kleinen Walse befestigt. Es gehört schon Kraft dazu, ihn entgegenüber über das Leinen zu führen — der Glanz entsteht. Auch fertige Kleidungsstücke werden auf die gleiche Art wieder auf Hochglanz gebracht. Ein altes Gewerbe, auf den Bodenwinkel keine letzte Arbeitsstätte verbannt. Aber der Meister singt dazu sein Lied, wie er es in Jugendentagen erlernt, das Lied, das zu seiner Arbeit gehört, deren letzter Vertreter er ist.



Handgedruckte Decke und zugehöriger Druckstock

Ein Stübchen in einem der Neben Häuschen, die sich altersbraun an den alten, winkligen Gassen im malerischen Schwarzwaldstädtchen Zell am Harmersbach ducen. Zu erreichen ist es über eine schmale steile Treppe, dann umfängt der Blick die hundert Kleinigkeiten, die da, merkwürdig liebevoll umbelegt, den engen Raum schmücken, ihm das Gepräge gebend. Kleinigkeiten, auf Tisch und Wandbrett stehend, an den Wänden hängend, Bilder, Gegenstände, die an Menschen und verfunkenen Stunden erinnern, denn sie sind unsichtbar, aber doch in der Atmosphäre, die über allem liegt, spürbar miteinander verbunden — durch ein langes, an inneren Ereignissen reiches Leben, von dessen Etappen sie Erinnerungsmale sind. Helles Tageslicht fällt durch die vielfacheigen Fensterchen, alles in sich und liebevoll in seinen verklärenden Schein hüllend, Erklärung dessen, was der Alte da vor uns am Tisch mit munterem Wort lebendig werden läßt aus seinem arbeitsreichen Leben, das deshalb köstlich war.

Vor ihm liegt auf dem Tisch ein eigenartiges Saiteninstrument, halb Zither, halb Laute, und im Erzählen streift er, wenn die Erinnerungen besonders mächtig in ihm aufzuzucken mögen, über die Saiten des Instruments. Es gibt einen dünnen, weichen Ton, Unterton nur im heiteren Klang der Erzählung, in der er leise verzittert. Es ist eine Tischgeige, ein überaus selten gewordenes Instrument, das der Mann in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von einem Italiener geschenkt bekommen. Er ist gern bereit, uns etwas darauf vorzuspielen. Er hat die Kunst selbst erlernt, die ihm so manche Stunde verächtlich und über vieles hinweggeholfen, das schwer war in seinem Leben. Seinen kostbaren Besitz lehnt er jetzt vor sich hin, ein altes vom vielen Gebrauch abgegriffenes Buch. In teils schon vergilbter Handschrift stehen Noten und Text der Lieder darin, die in seiner Heimat gesungen wurden. Er hat sie alle aufgeschrieben, wie er sie gehört.

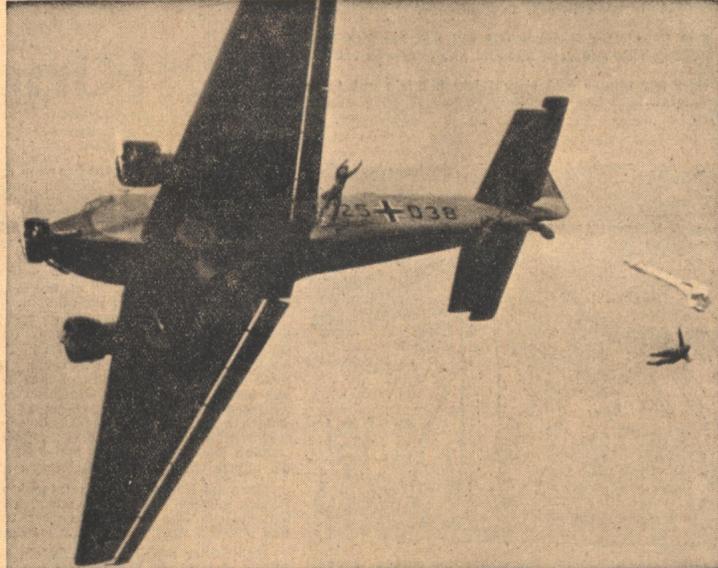
Das ist Meister Kopf, Färber seines Zeichens, im weitaus freien Reichstädtchen Zell. Das Handwerk hat er von seinem Vater übernommen, das jetzt kaum mehr frei ausgeübt wird. Und weil er schon als Kind mit den Dingen aufgewachsen, ist ihm die Arbeit zum Lebensstil, zum Inhalt aller Dinge geworden, obwohl er nur noch einen Zweig davon als Liebhaberei ausübt. Ein paar Proben zeigt er uns aus den langen Jahren seiner Tätigkeit, gefärbte und gedruckte Stoffe, deren Muster er selbst entworfen. Auch die Druckstöcke hat er meist selbst angefertigt, seine Blumengewinde oft, die er, der die Natur liebt wie nur je einer, abgeläuft. Ueber tausend dieser Muster sind nach Karlsruhe gewandert, da er ihrer doch nicht mehr bedarf. Aber er hat sich nicht leicht von ihnen getrennt. Wenn er es nicht selbst eingestände,



Der Meister beim Glanz des Leinenstoffes

Fallschirm-Jäger

Die jüngste Truppe der deutschen Luftwaffe



Oben: Dieses Bild zeigt deutlich, wie die Fallschirm-Jäger aus dem Flugzeug springen und wie sich bereits nach dem Bruchteil einer Sekunde der Fallschirm zu öffnen beginnt.

Links oben: Eine Gruppe Fallschirmjäger besteigt das Flugzeug, das sie zum Schauplatz ihres Einsatzes bringt.



Dicht beieinander sinken die Fallschirm-Jäger zu Boden



Vorbildlich ist dieser Fallschirm-Jäger gelandet. Sein noch vom Wind aufgeblasener Fallschirm veranschaulicht die Größe des „Rettungsringes“ der Luft. (Presse-Hoffmann 4)

Ein Duell im Schlangenkäfig

Kampf mit einer Königskobra / Von Franz Friedrich Oberhauser

Ein etwas scharfer, spitzer Ton, den der Bengale aus seiner dünnen, hölzernen, spanzlangen Energiestange ließ, jagte durch den Körper und schien darin hängen zu bleiben, so daß wir plötzlich unbeweglich der Schlange entgegenstarrten, die aus dem Garten des indischen Gartens über die röhliche Erde des kleinen freien Platzes kroch.

Es war so still, daß wir das leise Rauschen des Schlangenkörpers auf dem feinen Sand deutlich hören konnten. Mitten auf dem feinen Sand kniete der alte Duihi, von dem Augenblick an, als er die Nähe der Kobra spürte, ohne Bewegung wie eine feinerne Tempelfigur. Einen Meter weit vor ihm hand ein ledernes Gefäß, ein Kadgeripot, geöffnet für die Schlange.

Gleichmäßig, in kurzen Intervallen, wiederholte sich derselbe spitzer, scharfer Ton aus dem kleinen Dolzrohr, das der Bengale wie ein Klagenlied an den Lippen hielt. Als hätte sich ein Widerhaken an einem unsichtbaren Faden in den Kopf der Kobra geschlagen, sog er die Schlange näher. Man hätte die Hitze nicht, die schwer und breit über dem Garten hing, man hätte das Rauschen der Blätter nicht, und eine große Kluft, die von den Werten mit dem heißen Wind gefüllt war, riefte in das hohe Gras, ohne beachtet zu werden. Wenn es dem alten Zauberer mißlingen würde, die Kobra in den Topf zu bekommen, kaum einige Meter weit ist sie von den Zuschauern ... aber die Duihis benutzen diese Duihis gerne, wenn eine Schlange in den Gärten entdeckt wird; sie sind zuverlässig.

Und nun beginnt sich der Jender zu bewegen; er kriecht langsam mit dem Kopf, und sein spitzes, scharfes Pfeifenspiel wird leise und melodischer; immer näher rückt die Kobra, deutet sich, einem fremden Zwang gehörend, und richtet sich schließlich auf, als wolle sie im Sprung auf die Zuschauer schnellen. Da springt das Duihisgefäß grell in die Höhe, fängt wieder tiefer an, gleitet immer tiefer hinab, und als sie die Kobra zur Erde, neigt sich der Bengale mit dem Oberkörper, daß er fast den roten Sand berührt. Da fällt die Schlange wie eine Frucht in den idischen Topf und während der Mann immer weiter kriecht, zieht er mit der linken einen Deckel auf, hebt auf und zeigt den schweren Topf einem feiner jungen Geschlechts.

Währenddessen hat ihm ein junger Bengale, der sich seit seiner Kindheit bemüht, von dem alten Duihi zu lernen, einen graugelben Topf mit geteilter Leinwand ausgegeben gebracht und nun führt uns der Alte mit einer Handbewegung zu einem festgelegten, glöckchenförmigen, halbkugelförmigen, was sich nun auch anders kommen, als ein Spiel mit Tieren, denn nirgends ist das Dasein der Tiere so eng verflochten mit der Geschichte des Tages und dem Interesse der Menschen wie in Indien.

Diesmal ist es ein Duell im Käfig. Die Kobra, die der Bengale im Garten gefangen hatte, kriecht feil und trägt im Käfig. Aber plötzlich ruddert der Kopf ein wenig in die Höhe, als sich der Jender nähert. Dann springt ein Mangus aus dem geöffneten Topf, bleibt eine

Sekunde lang stehen. Er ist dunkelrot, wie eine kleine Kugel mit roten Augen und einem langgestreckten Schwanz.

Nein, es gibt keine Feindschaft. Der Käfig ist groß genug für zwei Tiere. Behaglich und in sich verschlossen liegt die Schlange auf dem heißen Sand. Vor ihr spielt, gleichgültig und unbekümmert, der Mangus. Draußen, hinter dem Gitter des Käfigs, hoch der Bengale und neben ihm hocken seine Schüler, unbeweglich, ohne etwas zu unternehmen; sie überlassen die beiden ihrem Schicksal, weiter interessiert sie nichts. Es steht aus wie eine Spielfigur; dieses kleine, zierliche Tier und die breite, schwere Schlange. Was sollte das ganze für einen Sinn haben? Der Kampf erscheint ungleich. Aber wer kennt die Gesetze der Natur und wer die Geheimnisse der Kräfte?

Still sitzen die Zuschauer auf den Bänken und beginnen, ihre Zigaretten zu rauchen; unbeweglich hocken die Eingeborenen um das Gitterwerk. Und mit einem Male scheint nichts mehr anderes da zu sein, als dieser verteilte Käfig mit seiner schlafenden Kobra und dem spielenden Mangus, der ein Nüchlein vor sich her rollt, knapp vorbei an dem züngelnden Rachen der Schlange.

Regungslos hocken die Bengalen vor dem Käfig, kaum daß der Blick ihrer Augen einmal wandert; immerfort hängt er an dem Mangus, verfolgt das Tier, das um die Kobra spielt, entdeckt die Hinterlist im Züngeln der Schlange. In jedem Augenblick kann der große Feind das kleine Tier zu Boden schlagen; aber rastlos bewegt es sich, kein einziger Ruhepunkt.

Niemand weiß, warum sich plötzlich etwas so betäubend auf unsere Sinne legt; die Zigaretten in den Händen verglimmen langsam, als wäre die Unbeweglichkeit der Jender wie ein Zauber auf die Zuschauer übergegangen; es gibt nichts zu sehen zwischen den Gitterwänden, die Schlange liegt ruhig in der Sonne und der Mangus spielt um die Kobra, flüchtig, immer beweglich, wie eine elektrische Kugel; es droht die Aufmerksamkeit, ermüdet die Augen, die Langeweile umfängt uns und dennoch können wir von dem glöckchenförmigen Käfig nicht los, in dem das Duell zwischen zwei Tieren einen unsichtbaren und nur geahnten und gefühlten Anfang genommen hat.

Ein unsichtbares Duell, ganz genau so und man fühlt es mit wie ein schmerzhaftes, zer-

stürendes, auftrübendes Erlebnis, das uns fest in den Händen hat, das uns bedrückt und erregt, aber es geschieht nichts; immer weiter bleibt das gleichgültige, ruhige Spiel im Käfig.

Plötzlich fliegt der Mangus wie ein Blitz auf die Kobra los, einmal, zweimal, dreimal, ein ganz kurzer heftiger Kampf, und schon liegt das kleine Tier schweremütig auf dem Sand, aber da schließt der alte Bengale ein Bündel Kraut in den Käfig, nahe dem Maul des Tieres, die Kobra hebt sich empor, im nächsten Augenblick muß sie den Mangus im Rachen haben.

Aber ehe sie noch wie ein Pfeil niederschlägt, füst ihr der Mangus im Rachen und im nächsten Augenblick ist das Duell zu Ende. Die Kobra fällt zurück, der Mangus liegt vor ihr, mühsam nach dem Kraut lassend, das ihm geheimnisvolle neue Kräfte gibt.

Dann bleibt er ein kleines Weisches hülflos, er hebt die Kobra nicht an. Er liegt auf den Füßen, schwanzt und sichtbar zieht die neue Kraft in seinen kleinen Körper, der langgestreckte Schwanz hebt leise nach, und — als wäre nichts gewesen, beginnt das kleine Tier weiterhin mit der kleinen Rau zu spielen.

Zum LACHEN und RATEN



„Halt! Einer von uns beiden spielt mit falschen Karten!“

Vor Gericht

„Der Kläger ist bereit, die Anzeige zurückzunehmen, wenn Sie ihm sagen, wo Sie das gestohlene Geld versteckt haben.“

„Derr Richter, ist das nicht Erpressung?“

Ein Biedersehen

Sie schieden im Zorn voneinander — die Verlobung war zurückgegangen. Nach vielen

Jahren trafen sie sich zufällig auf einem Ball wieder. Sie bemerkte mit bissiger Ironie zu ihm:

„Sind Sie es selbst, oder war es Ihr Bruder, der einst in mich verliebt war?“

„Er erwiderte mit unergründlicher Ruhe: „Ich weiß wirklich nichts von der Sache, vielleichte ist es mein Vater gewesen!“

Beim Heiratsvermittler

„Wird die Dame nicht Anstoß an meinen krummen Beinen nehmen?“

„Doch kaum, sie hat ja selbst welche!“

Ein Schlanzenger

„Eine Junge kam in einen Laden und hat das Telefon benutzen zu dürfen.“

„Hallo! Ist dort Schmitz & Cie.? ... Sie haben doch vorige Woche einen Kaufbriefchen gekauft? ... So, Sie haben schon einen? ... Sind Sie zufrieden mit ihm? ... So, Sie wollen also nicht wechseln? ... So, danke!“

Er legte den Hörer hin und der Ladeninhaber sagte:

„Na, junger Freund, diesmal hast du wohl kein Glück gehabt?“

„Doch! ... Ich bin nämlich selber der Kaufbriefchen bei Schmitz; ich wollte bloß wissen, ob er mit mir zufrieden ist!“

Borgefagt

Er: „Wenn du mich liebst, warum hast du erst „nein“ gefagt?“

Sie: „Ich wollte bloß sehen, was du tun würdest.“

Er: „Wenn ich nun aber fortgegangen wäre?“

Sie: „Haha! Ich hatte die Tür schon vorher abgeschlossen!“

In der Schule

„Nimm mir ein seltenes Tier in Australien!“

„Der Elefant.“

„Der lebt doch nicht in Australien!“

„Darum ist er dort so selten!“

Unsere Bastelecke

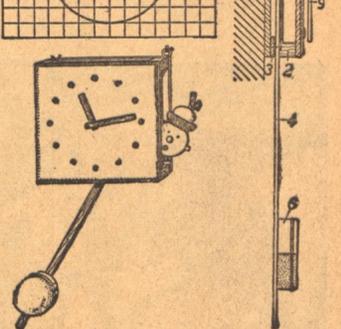
Die Guck-Guck-Uhr

Das ist keine Runduhr, bei der beim Stundenschlag sich ein Türchen öffnet, ein hölzerner Kuckuck erscheint und seinen Ruf andäusendend ertönen läßt, sondern eine „Guck-Guck-Uhr“, bei der, wenn das Uhrwendel hin und hergeschwungen, hinter dem Uhrnadeln bald links, bald rechts ein Männchen herausschaut. Diese lustige Bauteile eignet sich so recht als Wandhübsch für ein Kinderzimmerchen und ist gar nicht schwer anzufertigen.

Zunächst nagelt ihr auf die Ecken eines 18x18 Ztm. großen Brettchens 1 aus 5-Millimeter-Sperrholz die Klöbchen 2 (2 1/2 Ztm. lange und 15 Millimeter starke Quadratleichen). Zwischen den zwei unteren Klöbchen wird genau in der Mitte auf dem großen Brett das 2 x 2 Zentimeter große Brettchen 3 aus 5-Millimeter-Sperrholz festgemacht. Es dient zur Verankerung der Rückwand, damit die Schraube, mit der das Pendel aufgeschraubt wird, beim Einziehen genügend Holz faßt.

Das Pendel selbst besteht aus einer 40 Ztm. langen, 1 Ztm. breiten und 5 Millimeter dicken Holzleiste 4. Auf das obere Ende dieser Leiste nagelt ihr die Kreisplatte 5 mit den beiden Köpfen. Diese erhalten ihr in richtiger Größe, wenn ihr die Vorlage in ein vergrößertes Netz umzeichnet, dessen Quadratseiten 1 1/2 Ztm. Seitenlänge haben. Die Scheibe wird blau getrichen, die Gesichter lackiert. Wachen und Wachen schwarz, als wäre ihnen ihre roten Berle festgemacht und die Büsche freudig ihr grün und verleiht sie mit roten Hutbändern. Nun bohrt ihr unter der Kreisplatte in die Leiste 4 ein Loch und befestigt sie leicht bemehlich mit Hilfe einer Schraube auf der Mitte des Verankerungsbrettchens 3. Auf dem unteren Ende der Pendelleiste wird ein Gewicht 6 befestigt. Es besteht aus einer Blechhölle (Schuhfremdöse und dgl.), deren Boden auf der Pendelleiste festgenagelt wird. Daß ihr das gemacht, dann füllt die Dose mit Wasser, steckt den Deckel wieder auf, und das Pendel ist fertig. Die Leiste 4 freudig ihr schwarz, die Pendelbolle 6

beries Netz umzeichnet, dessen Quadratseiten 1 1/2 Ztm. Seitenlänge haben. Die Scheibe wird blau getrichen, die Gesichter lackiert. Wachen und Wachen schwarz, als wäre ihnen ihre roten Berle festgemacht und die Büsche freudig ihr grün und verleiht sie mit roten Hutbändern. Nun bohrt ihr unter der Kreisplatte in die Leiste 4 ein Loch und befestigt sie leicht bemehlich mit Hilfe einer Schraube auf der Mitte des Verankerungsbrettchens 3. Auf dem unteren Ende der Pendelleiste wird ein Gewicht 6 befestigt. Es besteht aus einer Blechhölle (Schuhfremdöse und dgl.), deren Boden auf der Pendelleiste festgenagelt wird. Daß ihr das gemacht, dann füllt die Dose mit Wasser, steckt den Deckel wieder auf, und das Pendel ist fertig. Die Leiste 4 freudig ihr schwarz, die Pendelbolle 6



überfarben. Gebt ihr nun dem Pendel einen Stups, dann schwingt er langsam hin und her — und mit ihm schwingen die Köpfe. Ist der Schwingenmechanismus in Ordnung, dann wird auf die Klöbchen 2 noch einmal ein Brettchen 1 genagelt und nun das ganze Uhrgehäuse einanderrot getrichen. Wenn alles auf trocken ist, dann nagelt ihr auf die Vorderwand das 17x17 Ztm. große Zifferblatt 7 aus 2-Millimeter-Hornholz und lackiert es mit farblosem Glaslack. Rinas im Kreise werden nun als Ziffern in gleichen Abständen zwölf Reihenlang in das Brettchen geschlagen und die Ringe schwarz lackiert. Feilen noch die Zeiger! Der Stundenzeiger 8 ist 6 Ztm. lang, der Minutenzeiger 9 7 1/2 Ztm. und beide sind 1 Ztm. breit. Ihr schneidet sie aus 3-Millimeter starkem Leinwandholz aus, färbt sie schwarz und befestigt sie, um eine Schraube drehbar, auf der Mitte des Zifferblattes. Auf die Rückseite der Uhr kommt eine Silberblech, damit man sie an der Wand aufhängen kann. Dann bekommt das Pendel gleich einen Schwanz, die Männchen gucken abwechselnd aus dem Uhrnadeln und das wird euren kleinen Geschwister Tiefenpaß bereiten.

„Nun sehen Sie mal, was Sie anerkannt haben! Händchens Reizen ist ganz kaputt!“



Kreuz und quer

1	11
2	12
3	13
4	14
5	15
6	16
7	17
8	18
9	19
10	20

1-11 Teil des Fußes, 2-12 Maurergerät, 2-10 Traubenpresse, 3-13 weiblicher Vornamen, 3-5 griechischer Buchstaben, 3-2 Empfindung, 4-14 Bestium, 4-1 Getreide, 4-11 Wild, 4-18 Jovis, 5-15 erotisches Naturmagisch, 5-7 einheimische Mäuse, 6-16 südamerikanisches Nutztier, 6-13 künstlich glühende Gesteinsmasse, 6-14 Erziehung, 7-17 Märchenweien, 7-6 weibl. Vornamen, 7-9 Insel im Mittelmeer, 7-11 weibl. Vornamen, 7-14 altes Rängenmaß, 7-14 beutlicher Fluß, 8-18 Bistrot, 8-4 Kurort, 8-6 italienische Grenzstadt, 8-11 nordische Gottheit, 8-12 englisches Bier, 8-19 türkischer Vornamen, 9-19 niederländisch-indische Insel, 9-2 Röhricht, 9-11 Verwandte, 9-18 ländlicher Barbier, 10-20 männliches Nutztier, 10-15 Spielkarte, 10-16 Fluß in Sibirien, 10-19 chemischer Stoff.

Bilderrätsel

Wahr hat richtig erraten?

Silberblech: 1 Nachschalter, 2 Akabemie, 3 Chronik, 4 Demofidene, 5 Geseleste, 6 Mahndrief, 7 Scheinbaum, 8 Ideal, 9 Energie, 10 Gizeh, 11 Eisenbahn, 12 Beilaffine, 13 Island, 14 Rurit, 15 Dagrinnne. — Nach dem Siege dinbet den Heim fester!

Silberblech: 1 des Kolombus.

Kapitelblech: 1 Moche, 2 Jdo, 3 Kant, 4 Ate, 5 Don, 6 Otter, 7 Wido.

Bilderblech: 1 Hete Rundschaf.

BRIEFMARKEN-HECKE

Aus aller Welt

Deutschland: Die bereits angekündigten neuen Sondermarken, nämlich des in Dresden stattfindenden 16. Deutschen Turn- und Sportfest vom 24. bis 31. Juli 1938, sind ab 21. Juni an allen Schaltern zu haben. Die nach den Entwürfen des Berliner Grafikers Georg Frick hergestellten Marken zeigen verschiedene Dresdener Motive, und zwar:

- die 3-Rpf.-Marke: die Dominikl, das Hermann-Görling-Sportfeld;
- die 6-Rpf.-Marke: das Rathaus von Dresden;
- die 12-Rpf.-Marke: die Jahrhunderthalle.

Die Marken haben keinen Zuschlag, kein Wasserzeichen und tragen keine die Gummi-Auflage. Die Auflage ist beschränkt. Unsere Sammlerfreunde wollen ihr Augenmerk auf die 15-Rpf.-Marke richten, die an sich ja kein Briefpostwert darstellt (Drucklos). Seit der 15-Rpf.-Marke der Serie „Freizeit und Erholung“ haben wir keine Marke dieser Wertstufe (außer der Winterhills-Serie) zu Gesicht bekommen. Auch die 3-Rpf.-Marke (Dominikl) in Viererblockanordnung, gleich 12 Rpf., ist zu empfehlen. Wer hätte jemals daran gedacht, daß die 3-Rpf.-Marke der Serie „Kolonialpost“ Michel 540 — so „gut“ würde? Die 6- und die 12-Rpf.-Marken erscheinen ohnehin in größeren Auflagen.

Abbildung zeigt einen Ritter zu Pferde hinter den Umrißen des Stadtbildes.

Lauenburg: In der Mitte wird: Großveranlagung der sächsischen Marine-EM im Hilfswerklager Lauenburg, 18. bis 21. Juni. Stempel zeigt das Bild eines Segelschiffes mit beigelegtem SA-Sportabzeichen.

Dresden A1: Im Rahmen der Sächsischen Jahreschau 1938 Dresden „Sachsen am Wert“ zeigt die Deutsche Sammlergemeinschaft der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ eine Sonderpost, die sächsische Briefmarke. Das Stempelbild zeigt die „berühmte“ 3 Pfennig rot Sachsen.

Nordhausen: fahrbares Postamt. Motorwehrsportübung des NSKK, am 20. und 21. Juni 1938. Das Stempelbild zeigt eine sehr glückliche Lösung, die bei aller Einfachheit sehr viel Geschmack verrät.

Hamburg: Zoo-Ausstellungshallen, Tiergartenstraße. 2. Reichstagung der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, 9. bis 12. Juni 1938. Der Stempel zeigt das Bild eines Schiffes.

Frankfurt (Main): Internationaler Kinderbuch-Kongress 1938, 12.—18. Juli.

Wien, Hongkong: Kontinentaler Klame-Kongress mit dem Bild einer Fanfare im Stempel.

Frankfurt a. M. auf dem Hesselberg: 25.—26. Juni 1938. Stempelbild eines nach rechts gerichteten Reichsadlers.

Werden (Nelle): Sportgelände. Großes Reit- und Fahrturnier, verbunden mit Militär-Vorbereitungsprüfungen für die Olympiade in Tokio. Abgabe 1.—11. Juli 1938.

In Vorbereitung: Sonderpost „am Ludwigschafen (Rhein)“, „Zweiter Kolonialvolksfest am 30./31. Juli und 1. August 1938.“

Mittweida: Zweiter sächsischer Kavallerietag am 16./17. Juli 1938.

Finland: Die Delaware-Gedenkmärke zu 3 1/2 M. ist erschienen.

Schweden: Zum Geburtstag des Königs erschienen Sondermarken zu 5, 15 und 30 Öre.

Nationalspanien: Der Bandenmäherblock erscheint jetzt in einer geänderten Ausstattung auch als Flugpostblock.

Niederlande: Die bekannten und sehr beliebten gemordenen dreieckigen 80-Gt.-Marken für Sonderflüge soll jetzt durch eine Sondermarke zu 12 1/2 Gt. ersetzt werden, die anlässlich des Fluges „Amsterdam—Johannisburg“ ausgegeben wird.

Frankreich: Für die Markenwerte zu 3 und 50 Fr. sind Bilder der Papsburg in Avignon und des Flugpioniers Clément Ader in Aussicht genommen.

Belgien: gibt eine Sonderreihe zugunsten der Koefelberg-Basilika heraus.

Dänemark: bringt zur 150-Jahrestage eine merkwürdige Gedenkmärke heraus. Die Sondermarke zur Ausstellung in Slagelse (15 Öre) wird nämlich so gedruckt werden, daß nur jede zweite Marke des Bogens den Aufdruck erhält, die andere dagegen leer ausgeht. Ein Bogen mit 50 überdruckten und 50 nicht überdruckten Marken kostet 5 dänische Kronen und 2,50 Kronen Eintrittsgeld — und 5 Öre Porto.

Ein großer Teil des Weltbedarfs an Briefmarken wird auf deutschen Maschinen gedruckt. So wird die schwedische Postverwaltung die Gedenkmärke ihres großen Sohnes, des „Gelehrten“ Emanuel Swedenborg, auf einer in Deutschland neu erworbenen allernuesten und vollkommensten Druckmaschine herstellen, die aus diesem Anlaß zum erstenmal in Betrieb genommen wird.

Neue Sonderstempel
Bernburg: fahrbares Postamt, 800-Jahrestag der Stadt Bernburg, 1138—1938.



RASSE HUNDE

Ein Bildbericht zur heutigen
Landesschau in Karlsruhe



Hübsch und eitel: der vornehme Zwoergpudel



Der wächsamer Schäferhund



Zwei ausgezeichnete Bedlington-Terriers



Der Treueste der Treuen

In der Karlsruher Ausstellungshalle findet heute eine große badische Landesschau der Hunde aller Rassen statt. Wir bringen aus diesem Anlaß eine Reihe gutgelungener Aufnahmen von hervorragenden Vertretern der wichtigsten, bei uns gebräuchlichen, Hunderassen. Der wahrhaft edle, reinrassige und dadurch in seinem Aussehen wie in seinem Charakter und Leistungen hochklassige Hund ist einer der treuesten und wichtigsten Kameraden des Menschen. Unvergessen sind heute noch die Leistungen der deutschen Hunde im Weltkrieg, bewundernd stehen wir oftmals vor den sportlichen Spitzenleistungen gut trainierter Hunde bei der Wehrmacht, der SA. und Polizei und anderen Verbänden. Aber auch im Alltag ist der gut dressierte Hund in vielen Berufszweigen ein treuer und dankbarer Helfer. Daneben finden wir einige besonders geeignete Rassen auch als geschätzte Begleiter und Freudenspenden im privaten Leben. Eines nur sollte jeder Hundehalter beachten: nur der wahrhaft edle, gut gezogene und gut erzogene Hund verdient unsere volle Anteilnahme. Der Förderung dieser Rassehunde dient daher auch die heutige badische Landesschau in Karlsruhe.

Aufnahmen: Dietz, Gölleer, Weller, Hallenleben, Zannantonio (Bavaria) — Zeichnung Schreitzer

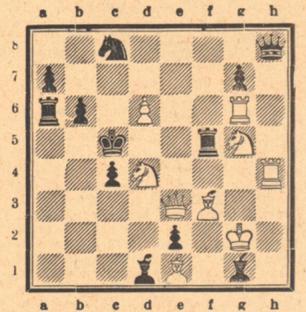


Melancholie der edlen Bulldogge

Schach

Leitung: Badischer Schachverband,
Theo Weßlinger, Durlach, Scheffelstraße 7.
Folge 26 26. Juni 1937

Aufgabe No. 19 von B. Rau, Mannheim
(Udruck)
Dem Bürgermeister von Gernsbach gewidmet



Weiß: Kg2, Dc3, Tg6, h4, Ke1, f3, Sd4, g5, Bb6. (9)
Schwarz: Kc5, Dh8, Ta6, f5, Vb1, g1, Sc8, Ba7, b6, c4, e2, g7. (12)
Matt in 2 Zügen!

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe No. 12 von S. Loyd (Kc3, Dd4, Td8, h5, La3, Sd7, Bg5; Sc8, Kc6, Bb6, f7. Zweier) 1. Dd4-g4+! Dieses Problem beginnt mit einem Schach als erstem Zug. Viele Löser sind der Meinung, im 1. Zuge dürfe nicht Schach geboten, oder eine Figur geschlagen werden. Diese Ansicht ist nicht richtig. Es gibt eine ganze Anzahl von schönen Problemen, die so anfangen. Manche Idee kann nur auf diese Weise dargestellt werden.

Richtige Lösungen fanden ein: Dr. Daehn, Kurt Geller, L. Daum, R. Filder, Wilh. Götting, O. Kufhardt, F. Wenz, Karlsruhe; Willi Weiler, Durlach; G. Ruffmaul und A. Zilly, Söllingen; Dr. Linder, Pforzheim; R. Stein, Wöflingen; E. Göbel, Bretten; F. Dallinger, Durmersheim; W. Ehrhardt, Renggen.

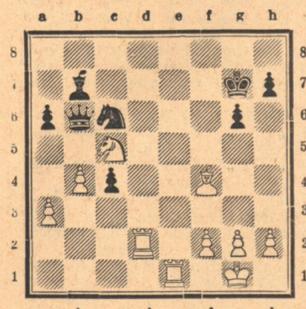
Der Pfälzische Schachkongress

Im Meisterturnier des Pfälzischen Schachkongresses siegte Hugo Hufschung mit 4 1/2 Punkten vor Rogmann (Vogel) 4. Schiffler (Worms, früher im Karlsruher Schachklub) und Vogt (Speyer) 3 1/2. Im Hauptturnier siegte der erst 12 Jahre alte Rudi Klafel aus Frankenthal unter 26 Teilnehmern. In der Generalversammlung wurde der Wiedereintritt in den Großdeutschen Schachbund beschlossen. Dadurch wird es Hufschung ermöglicht, im nächsten Jahre wieder an den Zonenturnieren des G. S. B. teilzunehmen.

Eine Partie aus dem Meisterturnier
Ein schönes Damenopfer im Mittelspiel
Caro — Rann

- | | |
|--------------------|--------------------|
| 1. e2-e4 e7-e6 | 16. Tf1-e1 e7-e6 |
| 2. c2-c4 d7-d5 | 17. b2-b4 Kc8-b7 |
| 3. e4-d5 c6-d5 | 18. Lc2-b3 Dd8-b6 |
| 4. c4-d5 Dd8-d5 | 19. d4-b5! Ta8-d8 |
| 5. Sd1-c3 Dd5-d8 | 20. d5-e6!! Td8-d3 |
| 6. d2-d4 e7-e6 | 21. e6-f7+ Kg8-g7 |
| 7. Sg1-f3 Sg8-f6 | 22. f7-e8 Sf6-e8 |
| 8. Vd1-d3 Vd8-e7 | 23. Td1-d3 Sc8-f6 |
| 9. 0-0 Sd8-c6 | 24. Vd8-d5 Sf6-g4 |
| 10. a2-a3 0-0 | 25. Td3-d2 Vc7-g4 |
| 11. Vd8-c2 Tf8-e8 | 26. Sc8-e4 Vf6-e5 |
| 12. Vc1-g5 Sf6-d7 | 27. Sc8-e5 Sg4-e5 |
| 13. Vg5-f4! Sd7-f6 | 28. Sc4-c5! Sc5-c4 |
| 14. Dd1-d3 g7-g6 | 29. Dd5-c4 b5-c4 |
| 15. Ta1-d1 a7-a6 | |

Stellung nach dem 20. Zuge von Schwarz:



In dieser Stellung kündigte Weiß Matt in fünf Zügen an, beginnend mit 30. Td2-d7+, worauf Schwarz aufgab.

Badischer Schachkongress 1938

Der diesjährige Schachkongress findet in der Zeit vom 21. bis 28. August in Karlsruhe statt. Das Meisterturnier beginnt am 21. als Rundenturnier.